

# DISKUS

## FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

NACHRICHTENBLATT DER  
VEREINIGUNG VON  
FREUNDEN U. FÖRDERERN  
DER JOHANN WOLFGANG  
GOETHE-UNIVERSITÄT  
FRANKFURT AM MAIN E. V.

3. Jahrgang — Heft 10 Preis 10 Pfg.

Dezember 1953

Verlagsort Frankfurt a. M.

### Die Vergessenen

Penetranter Gestank der Anstaltmahlzeiten hängt zwischen den toten Fassaden über dem kaltgefegten Hof. Die fegen, starren auf uns Studenten. Erklärt der Beamte etwas, dann sieht man mit Neugierde in die blassen Gesichter — das Interesse taxiert den Häftling. Nicht an den Menschen denken!

Wärter sind Vorkehrungen — Ausbruch bedeutet, einen wohldurchdachten Apparat bezwingen. Sinnvoll ergänzen die blankgegriffenen Schlüssel der Wache die Lücken der Mauern. Eine hoch im Obergeschoß, in der Mitte der Kreuzgänge schwebende Kanzel bringt sämtliche Zellentüren in den Blick — bei Tag und bei Nacht. Sollte dennoch ein Fehler unbemerkt mit eingebaut sein — man hat gestaffelt. Der Sprung über eine Mauer gäbe nur den Blick auf die zweite frei. Und zur steten Feier dieser steineren Wachsamkeit wird bei Nacht alles beleuchtet. Das Grau stirbt nie — es wird nur zeitweise etwas heller.

Der Geistliche führt uns in die Zelle des X. Wir stoßen an zwischen Pritsche und wackligem Tisch. Aus den Brettchen alter Zigarrenkisten ist das kleine Fach für Löffel, Federhalter und Bleistift gefügt. Eine vertrocknete Blume neben dem Schulheft. Sie müssen jeden Tag einen Bericht über das Leben hinter den Gittern abfassen — viele lernen hier erst schreiben. Die Fenster sind sehr hoch. Der Beamte hatte gesagt, hier wolle man sie nicht weiter abschirmen, denn junge Menschen sollten auch als Häftlinge die Sonne und den Himmel sehen.

Es ist sehr sauber — schon in den Gängen war aufgefallen, mit welchem Fanatismus die Insassen schrubbten. Die farblose, unbezogene Wolldecke ist militärisch streng über die dürrtige Pritsche geglättet. Keine Sprüche oder Figuren, kein Kratzer an den gekalkten Wänden — nur in dieser Zelle lacht ein Mädchen aus einer vergilbten Illustrierten über dem kleinen Fach — hier?

Der Gefängnisgeistliche bemerkt unser Erstaunen und beginnt: „Er kannte keine Eltern. Als er herkam, war er 19. Er zählt zu den schweren Fällen. Ich wollte oft mit ihm sprechen, er aber schüttelte immer nur mit dem Kopf. Als

sie ihn nach seiner Krankheit wieder hierher brachten, fragte ich ihn, ob er während dieser Wochen an jemand gedacht habe. Er schüttelte wieder den Kopf — er kannte einfach niemand. Ich sprach zu ihm vom Erlöser — er hörte zu, sagte aber nichts. An einem Sonntag darauf sah ich ihn in der Anstaltskapelle, und von da ab kam er regelmäßig zum Gottesdienst. Vielleicht denken Sie jetzt, es sei mir gelungen, ihn zu einem Gläubigen zu machen? Keineswegs — das zu hoffen hätte ich auch nicht gewagt. Es kam die Weihnachtszeit, auch die schweren Fälle erhalten in diesen Wochen einige Erleichterungen. Ich durfte ihm einige Illustrierten geben. Bilder sagen oft mehr als Worte, auch konnte er damals noch kaum lesen; aber er wäre sicher zu stolz gewesen, mir aus diesem Grunde ein Buch zurückzugeben. So durfte er jeden Abend eine Stunde die Bilder der Welt da draußen betrachten. Doch vermied er weiter jede Unterhaltung. Nach der Messe am Heiligen Abend blieb er noch an seinem Platz, als die meisten Gefangenen die Kapelle verlassen hatten. Ich wußte sofort, er wollte mir etwas sagen. Als ich vor ihm stand, schluckte er ein paar mal, sah mich kurz an, und bat mich, da er die Illustrierten morgen wieder abgeben müsse, ein Bild daraus behalten und in seiner Zelle aufhängen zu dürfen. Es sei das Bild eines sehr schönen Mädchens. Er merkte gleich, daß auch ich bei diesen Worten an seine Tat denken mußte. Schnell und verzweifelt sprudelte es hervor: „Ich hätte das nie getan — aber ich wußte einfach nicht, daß es auch solche Mädchen gibt. Hätte ich die auf dem Bild früher getroffen — ich hätte die andere nie ...“ Einige Schwierigkeiten waren zu überwinden, ehe man ihm die Erlaubnis gab, das Bild aufzuhängen.“

Wir sahen zu, wie sie Körbe flochten — der X konnte dabei sein. Vielleicht war er auch unter den Schlosserlehrlingen.

Es ist eine für das Individuum anonyme Behörde, die sich um seine Rückkehr in die Gesellschaft, seine Gesundung bemüht. Die Überwindung der Krankheit kann aber erst nach der Haft kommen. Die Krisis ist die Zeit nach der Entlassung, die Zeit der Bewährung des Einzelnen. Es gibt statistisches Material über den Prozentsatz Jugendlicher, die nach ihrer Entlassung wieder den Anschluß an „da Draußen“ gewinnen. Viele werden wieder vor dem Richter stehen — stehen müssen?

Der ehemalige Häftling ist gezeichnet. Seine Papiere vermerken die Jahre in der Anstalt; in den meisten Fällen hindern sie ihn, nach seiner Entlassung in dem dort erlernten Beruf Arbeit zu bekommen. Jugendrichter, Fürsorge und Kirche gelingt es manchmal, den schweren Weg in die Freiheit zu erleichtern, indem sie eine Unterkunft und eine Arbeitsstelle vermitteln. Aber viele müssen in das Milieu ihrer einstigen Verfehlungen zurück, müssen da wieder anfangen, wo sie einst zu Fall kamen. Ein haltloses Elternhaus, keine geregelte Arbeit, der Umgang mit den fragwürdigen Bekannten seiner Vergangenheit — und dazu das Mißtrauen all derer, die seine Verfehlung oder Strafe kennen, zwingen sie wieder in den alten Trott, in dem sie schon einmal straffällig wurden.

Es ist das Bewußtsein von den versperrten Wegen, das manche dieser Jugendlichen freiwillig die Strafanstalt wieder aufsuchen läßt, wenn sie ahnen, daß sie die Be-



„Es wäre so süß zu lieben“  
Aus dem graphischen Zyklus „Miserere“ von Georges Rouault, der vom 4. bis 20. Dezember im Studentenhaus der Johann Wolfgang Goethe-Universität ausgestellt ist.

wahrung nicht bestehen werden. Doch wenn ein jugendlicher resigniert, den Lebenskampf „da Draußen“ aufgeben will — dann sollte das zu denken geben. Vielleicht wurde X in diesen Tagen entlassen. Für ihn, der allein steht, wird die Freiheit ein Feind sein. Ist es aber nur seine Bewährung, oder müssen wir nicht alle einen Teil dieses Kampfes bestreiten?

In diesen Wochen erinnert man uns an die vielen allein-stehenden Menschen dieser Zeit. In den Kreis der behüteten Familie soll man zum Heiligen Abend einen Spätheimkehrer, einen Flüchtling, vielleicht auch einen von seiner Familie getrennten Besatzungssoldaten einladen. Warum werden diese Jugendlichen vergessen? Viele von ihnen sind auch Opfer dieser Zeit, doch vermeidet man, das Gespräch auf sie zu bringen. Sie sind unerwünscht, denn sie zeugen gegen Grenzen des Mitgefühls unserer Tage. Ihr Entlassungsschein ist die Fahrkarte zurück ins Leben, doch sie reicht nicht weiter als bis zu den Weihnachtsbäumen, die Geschäftsreklame sind. Wir haben uns damit abgefunden, daß es dies zweite Weihnachten gibt, denn zur rechten Zeit, am Heiligen Abend, kommen wir immer noch heim. Aber vergessen wir nicht, daß die Reklame-gemütlichkeit jenen, die nur entlassen, aber nicht heimgekommen sind, ihre Verlassenheit noch trostloser macht. Die Verheißung ist da, aber sie ist käuflich. Die Menschen verraten sich selbst, wenn sie es dabei bewenden lassen, und „den Menschen ein Wohlgefallen“ verwehren wollen, denen diese Verheißung vor der illuminierten Fassade der Liebe zur Unwahrheit werden müßte.

### Muß man verzweifeln?

Mit tiefer Erschütterung habe ich und wohl alle Zuhörer aus dem Rechenschaftsbericht des scheidenden Rektors erfahren, daß in den letzten beiden Jahren 21 Studierende unserer Universität den Tod gefunden und zum Teil auch gesucht haben. Es starben 6 Kommilitonen durch Autounfälle, 4 durch Herzschlag und 4 durch Selbstmord. Tod an „Herzschlag“ aber bei so jungen Menschen — beim erfahrenen Arzt muß dies den Verdacht auf Selbstvernichtung wachrufen.

Vielleicht muß man sich heute, wenn auch sehr bekümmert, damit abfinden, daß sechs junge Menschenleben Verkehrsunfällen zum Opfer fielen. Bei den acht jungen Menschen, von denen bestimmt vier, vielleicht auch die übrigen, ihr eigenes Leben vernichteten, erhebt sich jedoch die drängende Frage: Mußte das sein?

Es gibt, liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, keine Situation im Dasein eines Menschen, die so ausweglos sein dürfte, daß nur die Flucht in den Tod übrig bleibt. Den Gedanken an eine solche unwiderrufliche Lösung darf man nicht aufkommen lassen. Immer sollte sich der Mensch vor Augen halten, daß einem andern, einem befreundeten Dritten, Möglichkeiten sichtbar werden, die derjenige nicht erblicken kann, der in schwerer Not mit seinem Entschluß ringt. Als der berufene Berater in all' Ihren Sorgen und Nöten bitte ich darum diejenigen von Ihnen die über schweren Entschlüssen zu verzweifeln drohen, sich mit mir, dem Rektor, oder ihrem geistlichen oder ärztlichen Berater oder einem ihnen nahestehenden Dozenten auszusprechen. Aus jeder Situation wird sich ein Ausweg finden lassen. Man muß nur den Mut haben, danach zu suchen.

Gans

G. Schweikhardt  
2 Stück

Untermainkai  
104 Bibliothek

## Man sagt in Bonn

„Post — Posten — Postminister“ ist die neueste Steigerungsform in Bonn. Ich bin nicht sicher, ob es nicht eine Verkleinerungsform ist und richtig „Post — Pöstchen — Postminister“ heißen sollte. Aber es lohnt nicht, deswegen zu streiten. Der Streit um den Postminister jedenfalls ist zu Ende. Er wird also doch nicht Schubert sondern Balke heißen, und er wird evangelisch sein.

Die Geburtswehen der Regierung sind vorüber. Die der Opposition scheinen erst zu beginnen. Carlo Schmid hält liberale Reden, aber Ollenhauer erklärt, es wäre undenkbar, daß die SPD auf die Rote Fahne verzichte. Wieweit der Regenerationsprozeß in der SPD gehen wird, weiß man nicht. Es sieht so aus, als ob es nicht einmal die Sozialdemokraten selbst wüßten. Ein Berliner meinte dazu, die SPD sollte ein Programm-Toto einführen (Unentschieden bringt die höchsten Quoten!). Aber hinter dieser bissigen Bemerkung verbirgt sich die Hoffnung, daß sich die SPD nicht in eine starre Opposition verbeißt wird. Optimisten hoffen sogar auf eine gemeinsame Außenpolitik. Man erkennt wohl auch in der SPD, daß man einen deutschen Verteidigungsbeitrag nicht wird verhindern können — daß aber eine weitere unnachgiebige Opposition eine Mitarbeit der SPD in den Behörden und Überwachungsorganen dieses Verteidigungsbeitrages ausschließen würde.

Wie weit die Opposition in konkreten Fragen mit der Koalition zusammenarbeiten wird, läßt sich noch nicht übersehen. Der Bundestag trat nach der Debatte über die Regierungserklärung nur einmal zusammen. Die nächste Plenarsitzung wird erst im neuen Jahr sein.

Übrigens war die CDU bei der Benennung der Vorsitzenden in den Ausschüssen recht maßvoll. Sie vertrieb zwar die SPD vom Vorsitz des Auswärtigen Ausschusses, beließ ihr aber den Vorsitz im gesamtdeutschen und einigen anderen Ausschüssen — obwohl sie nach parlamentarischem Recht hätte alle Vorsitzenden stellen können.

Die Familienrechtsreform („Gleichberechtigung der Frau“) wird verschoben. Die CDU mit DP und BHE wollen den Artikel 117 des Grundgesetzes ändern, der eine Frist für die Durchführung der Reform in den einzelnen Gesetzen bis zum 31. 3. 1953 bestimmte. Wobei mir nicht klar ist, warum der Artikel 117 geändert werden soll. Er ist doch am 1. 4. 53 gegenstandslos geworden, er war nichts als ein Hindernis, das am 1. April weggefallen ist. Hier kann es sich nur um eine Änderung des Artikels 3 handeln, der jetzt — durch keinen Artikel 117 mehr beschränkt — die volle Gleichberechtigung der Frau verkündet. Man kann natürlich einen neuen Artikel 117 einführen, der die endgültige Gleichberechtigung auf Ende Juli 1953 vertagen will. Aber geändert wird dann nur der Artikel 3, der übrigens zu den Grundrechtsartikeln gehört — es klingt nur harmloser, von einer Änderung des Artikels 117 zu sprechen.

Die FDP zeigt gegenüber diesem Vorschlag ihrer Koalitionspartner merkbare Zurückhaltung. Wie sie überhaupt schon jetzt angestrenzte Versuche macht, aus dem „Ade-nauer-Sog“ herauszukommen. Ihr neuer Fraktionschef Dehler hat deutlich verkündet, daß die FDP eigentlich sehr viel Gemeinsames mit der SPD hat.

Wenigstens moralisch war die Abschaffung des Interzonenpasses (leider aber nicht die Aufenthaltsgenehmigung; sie ist das wichtigere Papier) ein Sieg des demokratischen Selbstvertrauens. Die Regierung in Pankow, die diese Frage durchaus mit der Bundesregierung „an einem Tisch“ diskutieren wollte, wurde gezwungen, ohne diese Verhandlungen (die einer Anerkennung der kommunistischen Regierung gleichgekommen wäre) nachzugeben. Dies aber war nur möglich, weil die Bundesrepublik eine wohl begründete Furcht vor dem Einsickern roter Agenten zurückgestellt hat — im Vertrauen auf die Stärke unseres Staates. Ein Vertrauen, das die Pankower Regierung nicht haben kann, weshalb sie folgerichtig an Stelle des Interzonenpasses eine Überwachung durch Abgabe des Personalausweises einführte. Die Möglichkeit für Bewohner der Sowjetzone, ungehindert nach dem Westen zu reisen und zurückzukehren, würde eine ungeheure Gefahr für die Diktatur bedeuten. Ihr will sie sich nicht aussetzen — aber es ist möglich, daß sie durch die Vorleistung des Westens und die öffentliche Meinung dazu gezwungen wird. Wenigstens in dieser Frage sind die Kommunisten in eine hoffnungslose Defensive gedrängt worden.

Bruno

Wichtige Neuerscheinung für Studium und Praxis

### Leitfaden für das deutsche Recht STRAFRECHT

von Dr. Wilhelm Storz, Landgerichtsrat in Hannover

Kurzlehrbuch nach der Rechtsprechung des RG und des BGH unter Berücksichtigung von Rechtslehre und Schrifttum

Übersichtliche konzentrierte Systematik für beide Juristen, Prüfungen

76 Übungen mit Lösungen sowie zahlreiche Beispiele und Skizzen aus dem „Allgemeinen und Besonderen Teil“

ca. 150 Seiten, kartoniert 4.50 DM

VERLAG: POHL, CELLE

## Der Schlußstrich als Rechtsidee

Mit prominenten Trägern des Namens Grimm haben wir in diesem Jahrhundert offenbar kein rechtes Glück. Das Buch des bekannten Strafverteidigers Professor Dr. Friedrich Grimm „Politische Justiz, die Krankheit unserer Zeit“ beweist uns das nur wieder. Vorweg gesagt: an seinem Buch ist zu erkennen, daß er sich für rechtsstaatliche Gedanken und die politische Befriedigung einsetzen will. Ich glaube jedenfalls, daß es ihm damit ernst ist. Aber einige Formulierungen in seinem Buch müssen leise Zweifel erwecken.

So meint er z. B., die Rechtslosigkeit habe sich von 1918 bis 1935 gesteigert, um dann, dank des hervorragend rechtsstaatlichen Einflusses des Nationalsozialismus, bis zum Kriegsbeginn wieder geordneten Zuständen Platz zu machen. Seit 1939 sei es allerdings mit dem Rechtsstaat rapide bergab gegangen bis 1947. Seither gehe es wieder bergauf. Nicht korrekt war es, daß die Nazis 1933 Sozialdemokraten aus den Ämtern entfernten (Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums), aber tausendmal schlimmer, daß 1945 die Entnazifizierung einsetzte. Ein Unrecht, den Grundsatz nulla poena sine lege zu streichen, aber übler die Verfolgung der nazistischen Kriegsverbrecher unter Außerachtlassung dieses Grundsatzes. Schlimm die Verbrechen Hitlers an Juden und Polen, aber übertrieben durch die Sieger — so viel Millionen waren es nun auch wieder nicht! — und überhaupt, wenn Hitler nicht so unmäßig gewesen wäre, dann wäre vielleicht alles gut gegangen.

Die politischen Prozesse, so meint der Verfasser, würden von den gerade regierenden Gruppen gegen die politischen Gegner geführt. Deshalb verfolgten die Regierungsparteien in der Weimarer Republik die Nationalsozialisten, deshalb verfolgten die Nationalsozialisten später die Sozialdemokraten und Zentrumsangehörige, deswegen werden heute Neonazis und Kommunisten verfolgt. Diese politischen Prozesse dürften nicht geführt werden; denn „Gefängnisse sind für Verbrecher da, für Mörder, Diebe, Zuhälter und Betrüger, kurz für Kriminelle im eigentlichen Sinne des Wortes“ (S. 1, erster Satz). Natürlich dürfe der Staat gewisse Maßnahmen zu seinem Schutz ergreifen. Man verfolge aber viel zu viel Menschen aus politischen Gründen. Diese politische Justiz sei die Krankheit unserer Zeit. — Wirklich?

Das ist doch höchst oberflächlich! Die Krankheit unserer Zeit sind die politischen Zustände, zu deren mehr oder minder wirksamen Bekämpfung man die politischen Prozesse führen muß.

Natürlich müssen diese Verfahren ordnungsgemäß durchgeführt, von unabhängigen Richtern abgeurteilt werden und natürlich muß der Angeklagte in den Genuß aller einem Angeklagten in einem Rechtsstaat zustehenden Rechte kommen. Über die Verbesserung dieser Rechte für alle — nicht nur die politischen — Angeklagten läßt sich reden. Ganz falsch ist der Satz „Nur Mörder gehören ins Gefängnis, nur richtige Kriminelle.“ Unabhängig davon, ob jemand ein richtiger Krimineller ist oder nicht, kommt vielmehr der ins Gefängnis, der gegen die Strafgesetze verstößt, z. B. einen anderen rechtswidrig und schuldhaft tötet. Mag er nun aus politischen Motiven töten, als ehrbarer Motorradfahrer unvorsichtig gewesen sein, oder weil er „kriminell“ ist.

Man muß dabei eines bedenken. Unsere Rechtsgüter, Leben, Freiheit, Eigentum etc. werden heute nicht mehr so sehr durch die paar Mörder und Diebe bedroht, die Professor Grimm der Justiz zu überlassen bereit ist. In ungleich stärkerem Maße sind es die totalitären Staaten und ihre Wegbereiter, die unsere Rechtsgüter gefährden. Denken wir doch nur einmal daran, was mit Leben, Freiheit und Eigentum unzähliger Menschen in den sowjetisch regierten Ländern geschehen ist und täglich geschieht, denken wir an die zahllosen Menschen, die in der nationalsozialistischen Diktatur aus wichtigen Gründen ermordet wurden. Man muß doch gegen Menschen vorgehen, die die Errichtung solcher Systeme vorbereiten oder zu ihrer Vorbereitung irgendwelche Gesetze übertreten!

Der Mörder Erzbergers z. B. soll nach Professor Grimm verurteilt werden. Allerdings wird empfohlen, ihn wegen seiner edlen politischen Motive später zu begnadigen (ist doch schließlich kein Krimineller, der gute Mensch). Die Fememorde sind aber nicht strafbar. Bei dieser „Verräter-tötung“ glaubt der Täter nämlich, er vollstrecke ein rechtskräftiges Urteil. Wenn das ein Strafverteidiger im Prozeß sagt, dann mag es noch hingehen, aber drucken sollte man so etwas wirklich nicht! Vergegenwärtigen wir uns doch die Situation:

Eine illegale Truppe (schwarze Reichswehr) beschäftigt illegale Gerichte, die auf Grund unerfindlicher Gesetze in Abwesenheit des Angeklagten, ohne diesem Gelegenheit zur Verteidigung zu geben, ohne ihn von dem Verfahren überhaupt zu informieren, ihn als sogenannten Verräter zum Tode verurteilen. Das geschah in einer Zeit, in der die Reichswehr in gleichgelagerten Fällen durch die ordentlichen Gerichte keine Todesstrafe erwirken konnte. Stand das Femeurteil fest, wurde es nicht etwa dem Verurteilten mit Rechtsmittelbelehrung zugestellt, sondern es wurde durch irgendeinen Schießkundigen hinterrücks vollstreckt. Kein Zweifel, daß das ein Mord ist. Sogar ein krimineller. Solche Zustände sind die Krankheit unserer Zeit, nicht die Verfolgung der Femerichter und ihrer Handlanger als Mörder!

Was man Herrn Professor Grimm aber besonders vorwerfen muß, ist die Gleichstellung totalitärer und rechtsstaatlicher Regime. Was im Dritten Reich und was in den sowjetisch regierten Ländern geschehen ist und geschieht, kann mit der politischen Justiz der demokratischen Länder nicht in einem Atemzuge genannt werden. In der Diktatur wird der politisch anders Denkende mit und ohne Justiz ausgemerzt, in der Demokratie wird nicht der politische Gegner sondern der Verfassungsfeind mit rechtsstaatlichen Mitteln an seinem gesetzwidrigen Treiben gehindert.

Ebenfalls in einem Atem mit der politischen Justiz nennt der Verfasser die Kriegsverbrecher und zwar wiederum unterschiedslos diejenigen, die im Kriege Verbrechen begangen haben, und jene, die den Krieg vorbereitet haben und deshalb nach Ansicht der Alliierten Verbrecher sein sollen. Hier empfiehlt der Verfasser die probate Methode des Schlußstrichs. Es sei ein alter völkerrechtlicher Grundsatz, daß nach Beendigung eines Krieges keines von den im Zusammenhang mit dem Kriege begangenen Verbrechen bestraft wird. Wenn ich so etwas lese, dann ergreift mich tiefes Mitleid für die richtigen Kriminellen, in deren Privatkrieg mit der Gesellschaft es keinen völkerrechtlichen Schlußstrich gibt. Man muß auch hier einen Unterschied machen. Übergriffe einzelner Soldaten während und kurz nach den Kampfhandlungen, dergleichen kann mit einem Schlußstrich abgetan werden, zumal hier meist durch die Militärgerichtsbarkeit Bestrafungen erfolgten. Von der Führung kaltblütig

### FRANKFURTER BÜCHERSTUBE SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 91494

angeordnete Verbrechen (Geislerschießungen, Verschleppungen großen Ausmaßes, Oradour) sollten nicht durch Schlußstriche abgetan werden. Außerdem kann man nicht Krieg führen und sich in den besetzten Ländern alle naturrechtlichen Gebote mißachtend aufführen und dann, wenn das Kriegsglück sich gewendet hat, plötzlich einen Schlußstrich verlangen. Jeder Mensch auf der Welt weiß, daß, wenn wir den Krieg gewonnen hätten, es für ausländische „Kriegsverbrecher“ keinen Rechtsschutz und keinen Schlußstrich gegeben hätte. Unsere Aufgabe ist es, darüber zu wachen, daß die Urteile über deutsche Kriegsverbrecher überprüft werden und festgestellt wird, ob die Verurteilungen zu Recht erfolgt sind, d. h. ob man die Täter für zur Zeit der Tat verbotene Handlungen verantwortlich machen kann. Ist das nicht der Fall, dann müssen wir uns für die Freilassung dieser Menschen einsetzen, sind sie aber zu Recht verurteilt, so müssen wir es schon den ausländischen Staaten überlassen, ob und wann sie einen Schlußstrich ziehen wollen.

Alexander Böhm

### Aus der Bundesrepublik

Der Frankfurter Architekt Johannes Krahn wurde mit dem Bau eines „Deutschen Hauses“ in der Cité Universitaire in Paris beauftragt. Das Haus soll über 100 Zimmer verfügen. Im Erdgeschoß ist ein Festsaal mit Bühne, Arbeitszimmer und ein Musiksaal vorgesehen. Mit den Bauarbeiten soll gegen Ende dieses Jahres begonnen werden, um zu Anfang des Wintersemesters 1954 das Haus seiner Bestimmung übergeben zu können. Zur Zeit studieren in Paris rund 300 deutsche Studenten. Das Deutsche Haus wird nach dem Brauch der Cité Universitaire zu zwei Dritteln mit Deutschen und zu einem Drittel mit Studenten anderer Länder belegt.

Die Einführung eines akademischen Abschluß-Examins für Studenten der Soziologie forderte die „Kommission über die Unterrichtsgestaltung an den Universitäten“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Der vorgelegte Entwurf sieht nach einem achtemestrigen Studium ein Abschlußexamen vor, auf Grund dessen der akademische Grad eines „Diplom-Soziologen“ verliehen werden soll.

Bei der Vollversammlung des Allgemeinen Deutschen Hochschulportverbandes in Kaiserau wurde der letztjährige Vizepräsident Meyer (Marburg) zum Präsidenten und Hornemann (Berlin) zum Vizepräsidenten gewählt. Die Geschäftsstelle soll von Dortmund nach Darmstadt verlegt werden.

Ein Erweiterungsbau der Philosophisch-theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt am Main wurde zu Beginn des Wintersemesters eingeweiht. Der Bau umfaßt eine Kapelle, Hörsäle, eine Arbeitsbibliothek und Verwaltungsräume. St. Georgen hat zur Zeit rund 200 Hörer.

Einen UKW-Sender haben Studenten der Technischen Hochschule Braunschweig errichtet, durch den sie Hochschulnachrichten und ein Kulturprogramm verbreiten wollen. Der Betrieb soll noch 1953 aufgenommen werden.

Zum Bau von studentischen Wohnheimen sind aus den Mitteln des Bundes-Jugendplanes 900 000 DM zur Verfügung gestellt worden. Diese Summe soll insgesamt 15 Studentenheimen mit 1040 Wohnplätzen zugutekommen. Besonders berücksichtigt wurden Braunschweig, Göttingen, Kiel, Marburg und Würzburg.

Im letzten DISKUS war vorgeschlagen worden, dem Frankfurter Studentenhaus durch Diskussionen zwischen Professoren und Studenten einen neuen Inhalt zu geben, und mehreren Dozenten hatten vier Themen für solche Abende unterbreitet. Wir freuen uns, daß diese Anregung nun auch Wirklichkeit wird. Am 2. Dezember leitete bereits Professor Kunz einen Diskussionsabend über Probleme der modernen Literatur.

Dienstag, den 8. 12. findet im großen Clubraum unter der Leitung des Studentenfarrers Böhm ein weiterer Diskussionsabend statt über „Das Recht der unverheirateten Frau auf das Kind“. Am 15. 12. diskutieren wir über „Sind moderne Bilder naturwidrig?“ vor den Bildern der Rouault-Ausstellung, und am 5. 1. 1954, unter dem Vorsitz von Prof. Lehmann, über „Persönlichkeit und Tradition“. Die Diskussionen beginnen um 20.00 Uhr c. t.

Nicht nur Studierende, auch Dozenten sind hierzu herzlich eingeladen.

## DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Alexander Böhm, Wolf Erich Kellner, Gernot Schweikhardt, Oscar Strobel, Gerhard Weber.

Für die Redaktion verantwortlich: Günther Gruppe, Udo Kollatz, Ernst Alexander Saube, Werner Schaffernicht, Ernst Schneiderei.

Korrespondenten:

Darmstädter Ausgabe: Heinz Jockel

Marburger Ausgabe: G. Mehnert

Korrespondent in Bonn: Hans W. Nicklas

Geschäftsführung: Peter Götz, Anzeigenverwaltung: Heinrich Götz, Frankfurt a. M., Rheinstraße 7, Tel. 7 72 09.

Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 17, Tel. 7 00 91, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.

Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. E. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.

Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt a. M., Eckenheimer Landstr. 60b, Tel. 5 11 78.

Abonnements zum Preise von DM 1,50 für Wintersemester 1953/54 und Sommersemester 1954 schriftlich bestellen unter Einsendung des Geldes an die Geschäftsführung: Rheinstraße 7.

### „Gefährliches Innenleben“

Schon in der Debatte um die Regierungserklärung hatte ein Satz Dr. Dehlers uns aufhorchen lassen, weil er gewissermaßen koalitionsamtlich machte, was bis dahin nur die Spatzen aus dem „Spiegel“ pfffen. Dr. Dehler sagte, die Dienststelle Blank mache ihm Sorgen, „soweit ihr spannungsreiches Innenleben nach außen dringt“. — Es handelt sich um eine Dienststelle, die uns eines Tages alle angehen wird, daß wir unsere Wehrfähigkeit zur Verfügung stellen, und so hat sie bereits seit langem informative Kontakte mit den studentischen Organisationen aufgenommen. Es scheint nun an der Zeit, daß eine wichtige Rückfrage auch von unserer Seite einmal erhoben wird.

Ausführlich genug hat die Presse von den Vorgängen um die Organisation Gehlen, den Ex-Oberstleutnant Heinz und das aufgeflogene Berliner Büro berichtet, so daß resümiert werden kann: eine Behörde, die mehr vom Vertrauen des Regierungschefs als dem des Volkes zehrt, die nur am Rand der parlamentarischen Kontrolle steht, zieht sich unter der Ägide von reichlich undurchsichtigen Personen einen Geheimdienst auf.

Für rein militärische Zwecke mag ein solcher Geheimdienst zu vertreten sein, vorausgesetzt, daß die ihn tragende Institution vertrauenswürdig und kontrollierbar ist. Dabei unterschätzen wir nicht, daß im Zeichen des totalen Kriegs — und auch der kalte Krieg ist ein totaler „mit anderen Mitteln“ — die militärischen Zwecke nicht leicht abzugrenzen sind und leicht in die Privatsphäre des grundgesetzlich geschützten Bürgers ausgedehnt werden. Was sich aber hier getan hat und immer noch weitere Kreise zieht, das ist weder vertrauenswürdig, noch zu kontrollieren, und dies wie manches andere aus dem parlamentarisch so genannten Innenleben des Hauses Blank läßt uns die besorgte Frage stellen, wer uns eigentlich vor unseren Beschützern schützen soll.

In einem demokratischen Rechtsstaat kann dies nur das Parlament tun und ist dazu verpflichtet. Wir erwarten daher von unseren Bundestagsabgeordneten, daß sie schleunigst dieses Amt unter die ausdrückliche parlamentarische Kontrolle stellen und auch in ihr behalten. Dazu gehört auch die entsprechende Unterrichtung der Öffentlichkeit. Niemand verlangt, daß wirklich geheime Dinge dabei ausposaunt werden. Aber unsere Behörden haben leider die Neigung, alles, was sie unter sich ausmachen wollen, als „geheim“ zu deklarieren und dem Parlament vorzuenthalten. Solche Geheim-

niskrämereien haben wir in Bonn genug erlebt, und die Vorliebe des Regierens mit einsam gefaßten Beschlüssen sieht den Regierten zuweilen ganz verteufelt nach „beschränktem Untertanenverstand“ aus. Auf dem heiklen Gebiet des Wehr- und Verteidigungsbeitrages ist ein derartiges System von besonders gefährlicher Tendenz. Es kann unversehens dazu führen, daß eine Häufung von unkontrollierten Existenzen mit zwielichtiger Vergangenheit dieselbe zur unerfreulichsten Gegenwart macht.

Erich R. Bohrer

### Preußische Chemie

Am Donnerstag, dem 12. November, sollte jeder Studierende der Frankfurter Universität Gelegenheit haben, der feierlichen Rektoratsübergabe beizuwohnen. Um die bekanntgegebene Zeit sollten daher alle Vorlesungen und Praktika ausfallen. Diese begrüßenswerte Anordnung hat man aber im Chemischen Institut in einer Weise durchgedrückt, die für die zahlreichen Praktikanten ziemlich nachteilig war. Bekanntlich (oder nicht?) wird im Großen Chemischen Praktikum niemand direkt oder indirekt daran gehindert, nach Belieben seine Arbeit zu unterbrechen. Jeder Praktikant hätte also zu der Feier gehen können, ohne daß deshalb die Gesamtheit der Lernenden die Arbeitsplätze im Institut zu verlassen brauchte. Im Saal 3 durfte man „auf eigene Verantwortung“ weiterarbeiten; der Saal 4 wurde unter Androhung von Geldstrafen geräumt. Von Zeit zu Zeit kontrollierte ein „Gendarm“, ob auch ja niemand die Arbeit früher als erlaubt wieder aufnahm. Der Analysenassistent durfte keine Analysen annehmen oder ausgeben; ein analytisch arbeitender Praktikant, der im Laufe des Vormittags ein Ergebnis ermittelt hatte, konnte also getrost nach Hause fahren und den restlichen Arbeitstag abbuchen. Die Schilderung dieser Dinge kommentierte ein Diplomchemiker der Nachbaruniversität Mainz mit den Worten: „Frankfurt ist halt immer noch preußisch. Bei uns wäre so etwas undenkbar.“

Wen der Befehl zum „Raustreten“ bei einer Arbeit überrascht, die zum Gelingen keinen Aufschub um Stunden verträgt, der hat außer einem unter Umständen erheblich über die Zwangspause hinausgehenden Zeitverlust noch den finanziellen Schaden für das verdorbene Material. Wir Chemiker opfern unserer Ausbildung ohnehin so viel Zeit und Geld, daß die vorliegende Bitte um ein wenig mehr Rücksicht wohl gewagt werden darf.

W. G.

### Mißbrauchtes Vertrauen?

Am Anfang des Semesters muß jeder Student mit dem Belegschein auch einen statistischen Fragebogen über seine wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse ausfüllen. Bei solchen Erhebungen verzichtet man üblicherweise auf individuelle Angaben, wie Name, Geburtstag und genaue Anschrift; nicht nur weil sie für die Statistik überflüssig sind, sondern auch, weil die Erfahrung lehrt, daß anonyme Angaben meist vollständiger und wahrhaftiger sind, und — um dem einzelnen die Gewißheit zu geben, daß mit seinen persönlichen Daten kein Mißbrauch getrieben werden kann.

In diesem Semester hat das statistische Landesamt in Wiesbaden auf diesen Fragebogen zu den üblichen Fragen noch die nach Name, Wohnort und der genauen Anschrift der Eltern hinzugefügt. Dazu wird in einer Vorbemerkung erklärt, daß alle Angaben vertraulich behandelt werden, und daß sie ausschließlich für statistische Zwecke bestimmt sind.

Es ist auffällig, daß Angaben, die nur statistischen Zwecken dienen, auch vertraulich behandelt werden sollen. Vertraulich sind nur die persönlichen Angelegenheiten des einzel-

nen. Statistische Angaben sind es an sich nicht, sie werden es erst in dem Augenblick, wo sie als zu einer bestimmten Person gehörig gekennzeichnet sind. Das geschieht, wenn auf dem Fragebogen auch Name und Anschrift des Betroffenen angegeben werden. Dann müssen sie allerdings vertraulich behandelt werden. Aber die Fragebogen werden nach dem Hollerithverfahren ausgewertet, und bis jetzt gibt es noch keine Hollerithmaschine, mit der man so individuelle Daten, wie Namen und Anschriften erfassen kann. Wozu dann also diese Angaben, und wozu diese zweifelhafte Vertraulichkeit?

Wir erinnern uns noch sehr genau der letzten Volkszählung, bei der ebenfalls ausdrücklich versichert worden war, daß alle Angaben nur statistischen Zwecken dienen sollten. Dennoch machten einige Finanzämter und Gemeindebehörden, wo sie ihrer habhaft werden konnten, munter Gebrauch davon. Hat der Staat das Vertrauen seiner Bürger einmal gebrochen, dann wird dieses Vertrauen noch nicht wieder hergestellt, wenn nach langen Prozessen der einzelne sein Recht wiedererhält. Deshalb wollen wir diesmal vorher wissen: zu welchem Zweck braucht das statistische Landesamt eine namentliche Kennzeichnung seiner Fragebogen?

Friedrich Poorten

### „Reserviert ...“

Die „Neue Bühne“ trug am letzten Freitag im Frankfurter Studentenhaus ihren „Fry nach Lessing“ zu Grabe. Sie tat es nach einer — wie die Kritiken berichten — erfolgreichen Gastspiel- und Fernsehreise in der Schweiz und in Süddeutschland.

Daran ist nichts problematisch. Der Besuch war gut, die Anfangszeiten wie immer etwas zu sehr c. t., die Matrone war etwas abgespielt und der Phoenix war mittlerweile zu einer wirklich bezaubernden Darbietung geworden.

Es ist auch nicht problematisch, daß die „Neue Bühne“ (wie übrigens auch die Studiobühne) keine Saalmiete entrichtet. Das ist vielmehr ganz in der Ordnung, denn die Mehrzahl ihrer Besucher sind Studenten und diese erhalten Freikarten. Daß nun die zahlenden Gäste die ersten Sitzreihen für sich beanspruchen dürfen, erscheint auch völlig in der Ordnung und nie hat sich jemand darüber beklagt. Es ergab sich eben, daß man als Student zunächst einmal einen Platz von der 7. Reihe ab zugewiesen bekam. So hielt man es auch am vergangenen Freitag — d. h. man hielt es nur beinahe so. Eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung gab es jedenfalls noch ein Ding, daß mir problematisch erschien. Die Reihe vier war reserviert. Sie war sehr deutlich reserviert — man konnte es an den beiden Außenstühlen auf einem gut sichtbaren Schild lesen. Sie meinen für Ehrengäste? Die saßen in der 2. und 3. Reihe — die erste blieb aus Gründen einer allgemeinen Bescheidenheit leer. Die Reihe vier war — ich zitiere — „RESERVIERT FÜR CORPS SAXONIA“. So also um 19.30 Uhr — später, d. h. um 20 Uhr war sie nur noch „RESERVIERT“ (auch das ist u. U. problematisch, denn ich habe die beiden ursprünglichen Schilder ohne jemanden zu fragen ausgetauscht — ich meine also problematisch wegen der Kompetenzen). Das Corps — so erzählt man sich — verzichtete jenen Freitag auf seinen Commercabend. Man ging geschlossen ins Theater und verbindet es — so denke ich es mir — mit einer augenfälligen Werbung (man nennt dies, glaube ich, „keilen“). Das Semester hat gerade begonnen. Im Studentenhaus wird sich vielleicht der eine oder andere heimatlose studiosus ...

Was ihm sicher auffällt, ist, daß man im Corps Saxonia die vierte Reihe reserviert bekommt. Der gewöhnliche Student sitzt erst ab Reihe sieben.

W. S.



# RHEIN-MAIN BANK

AKTIENGESELLSCHAFT

## FRÜHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

Fernsprecher: Ortsverkehr 30061, 30221, Fernverkehr 30231

### Depositenkassen in Frankfurt a. M.:

Mainzer Landstraße, Mainzer Landstraße 93 · Opernplatz, Große Bockenheimer Straße 37 – 39

Roßmarkt, Roßmarkt 14 · Schweizerstraße, Schweizerstraße 27 · Großmarkthalle, Rückertstraße 4, Westanbau

55 Niederlassungen im süddeutschen Raum.

# Trojanisches Pferd in Bonn

In den Schulen der Bundesrepublik, mindestens in Hessen, gibt es ein Unterrichtsfach Staatsbürgerkunde. Es ist nicht etwa dasselbe wie die Gegenwartskunde der ostzonalen Schulen, in denen bildsame junge Menschen mit schlecht verhüllten Lügen und Hetzschriften für ihr späteres Leben vergiftet werden, sondern es handelt sich um Unterrichtsstunden, in denen die Schulkinder mit grundlegenden Prinzipien der Demokratie bekanntgemacht und mit dem politischen Rüstzeug eines künftigen Staatsbürgers versehen werden.

In diesem Unterricht wird nun in hessischen Schulen seit kurzem ein bebildertes Heft verteilt, dessen Wiege ganz zweifellos jenseits der Zonengrenze gestanden hat, denn es macht indirekt, aber zweifellos recht geschickte Propaganda für östliche Gedankengänge. Geschickt auch durch die Tarnung, denn als Herausgeber zeichnet ein Verlag für Publizistik GmbH., Bonn. Durch die äußerliche Verbindung mit Bonn könnte ein einfältiges Gemüt auf den Gedanken kommen, die Broschüre sei ein westliches oder gar ein regierungshalbamtlich-westliches Druckerzeugnis. Der Titel „Freiheit in Uniform“ läßt keine Rückschlüsse auf die geographische und geistige Heimat der Schrift zu, denn wer zweifelte an unserer Freiheit, wer an der baldigen Uniform. Diese Lesart ließe auf westlichen Ursprung schließen. Der Osten hingegen könnte damit ausdrücken wollen, daß unsere Freiheit uniform wäre. Oder etwas ähnliches. Bei der Titelseite steht es also remis.

Ganz klar wird die Sache, wenn man das Innere dieser Schrift erforscht, denn hier sticht einem die Sentenz: Der Materialist kennt nur das Argument der Macht! ins Auge. Ganz klar. Östliches Machwerk. Denn das Argument der Stärke und der Macht steht ja bei uns hoch im Kurs. Man will uns also pankowerseits zu Materialisten stempeln. Auf anderen Seiten sieht man amerikanische Rüstungsfabriken mit überbeanspruchten Fließbändern. „Herstellung von Bombenflugzeugen in Serien“. „Panzerwerkstätten wieder in Betrieb“ verkünden die Bildunterschriften. Die entsprechenden Betriebe in der Sowjetunion werden natürlich nicht gezeigt.

Ebenso deutlich entlarven sich die Verwirrungsabsichten der Schrift durch die Gegenüberstellung eines russischen General in Paradeuniform mit General Ridgway in Frontausrüstung. Unterschrift: „Nichts an diesem russischen Gene-

ral ist revolutionär. In der Sowjetunion ist die Generalität zu einer bevorzugten, protzigen, ordensgeschmückten Kaste geworden.“ Auf einer anderen Seite sind jedoch, scheinbar zufällig, amerikanische und russische Generale in gemeinsamer Runde abgebildet, wobei auffällt, daß die Vertreter der westlichen Hemisphäre weit mehr ordenbelastet sind als die Russen; daß ein russischer General in Frontuniform nur schwer von einem Schützen zu unterscheiden ist, weiß jeder, der als Soldat in Rußland war. Zweifellos will man hier einmal die fast epidemisch gewordene bundespräsidiale Verdienstordensverleihung ins Lächerliche ziehen, zum ändern durch die Hintertür in die Diskussion um die Rehabilitierung der Kriegsauszeichnungen eintreten. Man merkt die Absicht, ist aber nicht einmal verstimm, weil sie zu schnell als Eislersche Holzhammerpropaganda erkannt wird.

Die nächste Seite zeigt ein Bild vom Einzug der nationalspanischen Truppen in Barcelona. Unterschrift: „Überall wo nationalspanische Truppen eine Stadt vom kommunistischen Terror befreien, wurden sie von der spanischen Bevölkerung begeistert begrüßt.“ Merken Sie etwas? Die Erzeuger dieses Blättchens wollen dem Leser also glauben machen, daß wir den Franco-Faschisten heute schon wieder mit der gleichen Propaganda den Rücken stärken, die Hitler für seine Beteiligung am spanischen Bürgerkrieg in Gang setzte. Man will uns vergessen lassen, daß damals Amerikas, Englands und Frankreichs Sympathien im Spanienkrieg und noch lange Jahre nachher gegen Franco und auf Seiten der Republik standen. Aber das ist ja doch zu plumpe Hetze, als daß man sich darüber unterhalten müßte.

Schließlich noch ein ganz typischer Versuch, die Westdeutschen gegen die Amerikaner aufzubringen. Da ist ein Bild von den amerikanischen Jahresmanövern, die bei unseren Bauern so viel Ärger und Mißstimmung erzeugt haben. Wenn es also wirklich eine Bonner Schrift wäre, hätte man zumindest dies Bild ausgelassen. Ergo.

Nun fragt sich bloß, wer bringt solche üblen Hetzblätter nach Westdeutschland und ausgerechnet in die Schulen, wo sie am meisten Unheil anrichten können? Wir empfehlen diese Frage einer sorgfältigen amtlichen Untersuchung, bevor sie sich zu einem neuen synchronoptischen Skandal auswächst.

L. Loewe

## Ein Porträt

In den letzten Hochschulinformationen des Amtes für gesamtdeutsche Studentenfragen findet sich die Nachricht:

„Zum neuen Rektor der Universität Halle wurde der bisherige Prorektor für das gesellschaftswissenschaftliche Grundstudium und Direktor des Instituts für deutsche Geschichte, Professor Dr. Leo Stern, gewählt. Prof. Stern hat den Lehrstuhl für neuere Geschichte und Geschichte der Arbeiterbewegung inne. Er ist Mitglied der SED und bekannt als radikaler und brutaler Marxist. Prof. Stern ist Bürger der Sowjetunion und gilt als treibende politische Kraft an der Universität Halle.“

Es lohnt sich, etwas mehr über Magnifizenz Stern zu sagen.

Für seine Tätigkeit als Rektor einer deutschen Universität hat Prof. Stern ein interessantes Vorleben. In Franz Borkenaus Buch „Der europäische Kommunismus“ finden wir ihn als General Kleber, den offiziellen Chef der internationalen Brigade im spanischen Bürgerkrieg, wo er als Retter Madrids bekannt war. „Kleber“, so berichtet Borkenau, „mit seinem wirklichen Namen Stern, war Österreicher aus der Bukowina, im ersten Weltkrieg russischer Kriegsgefangener, der zu den Roten übergegangen war, in der Heeresespionage gearbeitet hatte und dann der Militärabteilung der Komintern abgetreten wurde.“

Als dann die OGPU im spanischen Bürgerkrieg ihre Arbeit aufnahm und jede Abweichung von der Linie des Moskauer Kremls rücksichtslos bestrafte, war auch Kleber gefährdet, „er mußte sich schon im Frühjahr 1937 vor der verfolgenden OGPU verbergen und verschwand dann völlig.“ Soweit Borkenau.

Der General Kleber alias Stern ist, wie aus der Meldung ersichtlich, inzwischen wieder in Erscheinung getreten in Person des Rektors der Universität Halle. Nach seinen Erzählungen im engeren Kreise ging Stern von Spanien nach Österreich und war im zweiten Weltkrieg in Rußland Oberst der Roten Armee.

In Deutschland tauchte er einige Zeit nach Kriegsende auf, erst 1950 wurde er an die Martin-Luther-Universität berufen. Die Funktionäre hatten ihn schon als geistigen Führer erwartet, denn bis zu Sterns Erscheinen gab es kei-

nen unter den Genossen Professoren, der neben der Kenntnis des Marxismus-Leninismus ihnen auch im politischen Kampf gegen die bürgerlichen Studenten hätte Richtlinien vermitteln können.

Seit er in Halle ist, verschwand der Typ des reinen Funktionär-Studenten von der Universität, der nur Politik macht und nicht studiert. Als Professor Stern 1951 vom Staatssekretariat für Hochschulwesen zum Prorektor für das gesellschaftswissenschaftliche Grundstudium ernannt wurde, machte er sich zur Aufgabe, für den Unterricht im Marxismus-Leninismus genügend Dozenten und Seminarleiter heranzubilden. Die Einführung des 10-Monatestudiums mit Pflichtvorlesungen für jeden Studenten in Marxismus-Leninismus, politischer Ökonomie und Geschichte ist maßgeblich sein Werk.

Professor Stern hat sich große Verdienste um die Verdrängung freier Lehre und Forschung von den mitteldeutschen Universitäten erworben. Der Vorsitz in der „Studienplankommission für Geschichte“ gab ihm die Möglichkeit, in der ganzen Zone die marxistisch-leninistische Geschichtsinterpretation als allein gültige Methode zu sanktionieren.

Die menschliche Einstellung Sterns charakterisiert die Tatsache, daß er es unternahm, den Senat nach der großen Verhaftungswelle an der Universität Halle im Frühjahr 1952 zu einer Entschließung zu bewegen, die den Organen des Staatssicherheitsdienstes für ihre „vorbildliche Arbeit“ Dank sagte.

Th. Reith

## Die deutsch-sowjetische Friedensschlacht

Im jüngst verflossenen Monat der deutsch-sowjetischen Freundschaft mußte auch der Jahrestag der Schlacht bei Leipzig erhalten. Der ostberliner „Vorwärts“ berichtet über die Gedenkfeier:

„Um 7 Uhr fand in allen Stadtteilen Leipzigs das Wecken mit Fanfaren und Trommelwirbel statt. Um 9 Uhr setzte sich der Festzug am Karl-Marx-Platz in Bewegung. Voran große Blocks mit den Fahnen der DDR, der Arbeiterbewegung, der Freien Deutschen Jugend und der Weltfriedensbewegung. Dann kamen, hoch zu Pferde, in den alten historischen Uniformen Schwadronen russischer Kavallerie und Kosaken. Ihnen folgten die Lützowschen Jäger. Preußischer Landsturm, Schulter an Schulter mit ihren russischen Waffenbrüdern, zogen vorbei. Sie führten ein Feldgeschütz der damaligen Zeit mit sich.“

Die Bilder Kutusows und Gneisenaus wurden im

Zuge mitgeführt. Die Genialität dieser beiden hervorragenden Heerführer gab in der Schlacht bei Leipzig den Ausschlag. Jungen und Mädels in den blauen Hemden der Freien Deutschen Jugend trugen ein Bild Generals Blüchers, der von russischen Soldaten den Titel „Marschall Vorwärts“ erhielt. Die Losung, die sie mitführten, zeigte, daß sie die Lehre für uns gezogen haben: „1813 brachen unsere Väter die napoleonische Fremdherrschaft — 1953 heißt das Gebot: Sturz Adenauers.“

Kennzeichnend für diese Festtage war ein Bild, das man immer wieder sah: Jungen und Mädchen der FDJ gehen Arm in Arm mit sowjetischen Soldaten durch die Straßen Leipzigs und bekunden so, daß sie die Lehre der Geschichte verstanden haben, die besagt, daß die Freundschaft mit dem sowjetischen Volk eine Voraussetzung für den Sieg des deutschen Volkes ist.“

## „... stürmt die Festung Wissenschaft!“

Es ist das zweifelhafte Verdienst unfachmännischer und unseriöser Propaganda gegen den Osten, daß der Durchschnittsmensch schon beim ersten Lesen des Wortes Sowjetisierung beispielsweise die Morgenzeitung oder das betreffende Buch aus der Hand legt. Sowjetisierung ist das typische Beispiel für ein Wort, das von den Publizisten unserer Tage aus Mangel an genauer Kenntnis für einen Tatbestand oder einen Prozeß gesetzt wird, ohne daß der Leser je etwas Genaueres darüber erführe.

Diese verständliche Abneigung hat das Buch: „... stürmt die Festung Wissenschaft!“ leider von vornherein gegen sich, weil es den Untertitel „Die Sowjetisierung der mitteldeutschen Universitäten seit 1945“ trägt. Wer jedoch auch nur einmal einen flüchtigen Blick in diesen ausführlichen Bericht wirft, wird, sofern ihm das Schicksal der mitteldeutschen Menschen nur ein wenig nahe geht, fortfahren zu lesen.

Ein positiver Faktor dieser Niederschrift ist die unwahrschein-



**Jdeen,**

kluge Gedanken, Wachsamkeit, wiegen oft schwerer als Reichtum. Kola Dallmann beschwingt Geist und Körper und macht Müde in wenigen Minuten wach und gedankenfrisch.

**Kola DALLMANN**  
macht Müde mobil.

SCHACHTEL MIT 21 TABLETTEN NUR M. 1,25  
MIT LECITHIN M. 1,50 IN APOTH. U. DRUG.

liche Leidenschaftlosigkeit und Mühe um Objektivität der beiden Autoren. Andererseits gewinnt sie dadurch, daß weite Strecken über Selbsterlebtes berichtet wird, an Unmittelbarkeit und Überzeugungskraft.

Der eigentlichen Abhandlung des Themas geht eine kurze Schilderung der allgemeinen politischen Situation der Ostzone und eine Skizzierung der Hochschulen in der UdSSR voraus. Daran wird deutlich, daß die Universitäten nur ein Sektor der allgemeinen Sowjetisierung Mitteldeutschlands sind, und daß diese Sowjetisierung das russische Schema nachahmt.

Der Prozeß zerfällt augenfällig in drei mehrjährige Phasen. In jeder wird ein Teil der anfänglich zur Sympatiengewinnung notwendigen demokratischen Terminologie durch ein Mehr an bolschewistischer Doktrin abgelöst. Dieser ideologische Ölwechsel wird von den Wissenschaftskommissionen durch geeignete terroristische Druckmittel emulgiert; gefährliches, individuelles Denken des einzelnen Studenten durch vorgeplante Arbeitsüberlastung verhindert.

Es ist vielen, auch Ostzonenflüchtlingen, wohl erst durch diese Niederschrift möglich, die kalte Konsequenz und Logik der sowjetischen Hochschulpolitik zu erkennen, die von 1945 einen präzisen Plan verfolgte, um auch in Mitteldeutschland die Wissenschaft in das Schema der kommunistischen Weltanschauung einzupressen.

Durch diesen Bericht von M. und E. Müller wird eine Lücke in der Darstellung der jüngsten Geschichte geschlossen. Ihm kommt sowohl der Fassung, als auch den Quellen nach wissenschaftlicher Wert zu.

tacitus

## Ostnachrichten

Rund 28% der Hochschullehrer in der Sowjetzone besitzen keinen Doktorgrad (AGSF).

Die amtliche Parole für das jetzt abgelaufene Studienjahr der Ostzonenhochschulen, verkündet vom Staatssekretariat für Hochschulwesen, lautete: „Mit Buch und Gewehr zur Verteidigung der Heimat — im Lernen eine Eins, im Schießen eine Zwölf!“

Neunzehntausend Studenten haben sich nach Angabe des Staatssekretariats für Hochschulwesen im 3. Zehnmonate-Studienjahr an den sowjetzonalen Universitäten und Hochschulen immatrikuliert, davon an den „Arbeiter- und Bauern-Fakultäten“ 6900, und 3700 in der Form des Fernstudiums. Besonders zahlreich sind die Meldungen für die naturwissenschaftlichen Fächer und die Medizin. 52% aller neuzugelassenen Studenten sind „Arbeiter- und Bauernkinder“, etwa 40% Frauen.

Eine Ausbildungsstätte für Schauspieler, Regisseure und Dramaturgen wurde unter dem Namen „Deutsche Hochschule für Theater“ in Leipzig eröffnet. Für das Institut, das nach der Methode Stanislawskis arbeitet, ist das Abitur erforderlich, aber es können auch begabte junge Menschen „aus den Reihen der Werktätigen“ nach Ablegen einer Sonder-Reifeprüfung aufgenommen werden.

## Sprachkurse im Orient-Institut

Im Wintersemester hält das Orient-Institut, Savignystraße 65, in Ergänzung der Sprachkurse der Universität Kurse in südslawischen Sprachen, insbesondere Serbo-Kroatisch, ferner in lebenden indischen Sprachen und den abessinischen Sprachen ab. Die chinesischen Sprachkurse, die seit einer Reihe von Jahren vom Orient-Institut durchgeführt wurden, sind wieder von der Universität übernommen worden und werden im Rahmen der Universitätsvorlesungen abgehalten.

**DAS SIEGEL** ist seit altersher ein Kennzeichen für die Echtheit. In gleichem Sinne bürgt auch unsere Schutzmarke für die stets zuverlässige Qualität aller unserer Erzeugnisse.



FARBWERKE HOECHSTAG, vormals Meister Lucius & Brüning Frankfurt (M)-Hoechst





# Voilà la différence

Vom 15. 7. bis zum 14. 8. habe ich an den „Cours de Vacances à la Sorbonne“ teilgenommen. Heute geht es mir nicht darum, allen Professoren zu danken, die uns in so charmanter Weise den Weg zum Verständnis des modernen Frankreich, sei es auf dem Gebiet der Literatur, der Sprache, der Politik, der Philosophie oder der Kunst, gezeigt haben, es geht mir auch nicht um den Dank an die Professoren, die in mühevoller Arbeit während der „Cours pratiques de Langue Française“ unseren französischen Sprachkenntnissen den Fuß gestellt haben, sondern mir geht es um die Teilnehmer, die ich dort kennenlernen mußte, und besonders um die deutschen Teilnehmer an diesen Ferienkursen.

Oft habe ich mich gefragt: warum sind diese Leute nach Frankreich gekommen? Wollten sie sich vergewissern, daß die Deutschen im Gegensatz zu den Franzosen die ehrlichsten, die saubersten und die anständigsten Menschen sind, oder was sonst wollten sie dort erleben? Sie taten grundsätzlich alles, was ihnen nur den Weg zum Verständnis und zur Freude am Französischen verbauen konnte. Frankreich wirklich erfassen kann nur der, der sich in die andern Verhältnisse so schnell wie möglich einpaßt und die fremden Eigenarten anerkennt. Da ist der Arbeiter, der in seinem Café die Zeitung liest und mit jedem Beliebigen die neuesten Neuigkeiten diskutiert. Halten Sie das wirklich für Faulheit? Ist das nicht viel mehr miterlebtes Leben? Oder die geniale Unordnung einer Studentenbude, in der im Gegensatz zu manchem „Lernen“ in unseren Studentenzimmern so viel wirkliche geistige Arbeit geleistet wird, daß für Äußerlichkeiten keine Zeit mehr ist. Warum wird das gleich mit „Dreck“ bezeichnet? Oder wie steht's mit der kleinen Pariserin, die für jeden ein Scherzwort hat, die so gerade ihren Weg geht und mit ihrem „non!“ selbst am Montmartre nachts um 2 Uhr jeden zurückweisen kann. Ist sie wegen der Leichtigkeit, mit der sie auf jeden Anruf antwortet, unsolid? Gehen Sie ihr doch mal nach, Sie werden feststellen, wieviel Humor und Format sie besitzt. Aber, aber — „man küßt sich ja in aller Öffentlichkeit!“ Sind denn die dunklen Straßenecken geeigneter dafür und damit anständiger?

Paris ist nur dann schön, wenn Sie in einer Bar keine Milch verlangen, wenn Sie nicht am zweiten Tag schon alles absolviert haben müssen, was „man in Paris gesehen haben muß“, sondern wenn Sie sich in ein Café setzen und das Leben — Ihr Leben — genießen und betrachten. Warum wohnten allein die Deutschen in dreckigen Stuben? Holländer, Schweizer und Engländer beklagten sich niemals darüber. Wenn man mit dem Vorurteil, die Franzosen seien aufdringlich, schmutzig oder verdorben, nach Paris geht, dann sollte man lieber in Deutschland bleiben, sich um Mitternacht in der Gegend des Hauptbahnhofs ansprechen lassen, oder die sanitären Anlagen bei uns zulaufe auf dem Lande bewundern. Wer so von seiner deutschen Überlegenheit durchdrungen ist, schadet seinem Deutschtum ganz unvorstellbar!

Alle Tage waren mit politischen Diskussionen angefüllt. Jeder Ausländer interessiert sich brennend für die geistige Situation Deutschlands heute. Glauben Sie nur nicht, daß wir zum Beispiel mit der Behauptung, „in Deutschland gibt es keine Nazis mehr“, irgendeinen Eindruck gemacht hätten. Ehrlichkeit, Verzicht auf Propaganda ist das einzige, was von uns erwartet wird und was

uns zum gleichberechtigten Partner werden läßt. Was aber wurde von deutscher Seite behauptet? „Von KZ's haben wir wirklich alle nichts gewußt!“ „Oh, wir haben im dritten Reich hervorragende Geschichtsprofessoren gehabt!“ „Wissen Sie, die Resistance, das war doch wirklich ein ganz verbotener Verein.“ Diese und ähnliche Dinge wurden den Franzosen an den Kopf geworfen, die uns schweigend aber lächelnd betrachteten. Ich versichere Ihnen, ein ehrliches Wort wird immer in diesem Fall Grundlage zu fruchtbaren Diskussionen sein, in denen Sie wirklich Mensch unter Menschen sind!

Eva Beling

*Auszüge aus einem Brief eines Frankfurter Studenten, der z. Zt. in Aix en Provence studiert:*

Über die unerwartete Übersendung der beiden Nummern des DISKUS habe ich mich sehr gefreut. Sie bedeuten einem hier vielmehr als in Deutschland, das soll aber beileibe nicht ein Gefühl des Heimwehs ausdrücken.

Interessant fand ich die Ausführungen über die „Alma mater, Magnifizenz, Kurator ...“ für die Neumatrikulierten. „Die Aura dieses Ortes einzufangen, sei Ihnen selbst überlassen!“ Voilà la différence entre les Universités en Allemagne et celles en France. — Hier spürt man nichts von einer solchen Aura, so wenig wie von dem bekannten „Höhenflug“, den der eben dem Abitur entronnene Neuling als Erstmatrikulierter beginnt. Man ist viel sachlicher, man hat viel mehr Sicherheit, schon als débutant, denn sofort beginnt die Arbeit für eine „licence“, die 5 certificats erfordert. Das erste ist das Propädeutikum, eine Art Allgemeinbildung. Als Philologe muß man sich dann in der Literatur, in praktischen Übungen, in der eigentlichen „philologie“

## Jugoslawische Marginalien

Erste Nacht auf jugoslawischem Boden. Im Scheinwerferlicht unseres Busses errichten wir unsere Zelte. Ich kann nicht gleich einschlafen. Auf der nahen Straße ertönt ein Gesang, der bedrückende Erinnerungen wachruft. Unaufhörlich rasseln Lastkraftwagen mit singenden und lärmenden Menschen durch die Nacht. Tito hat irgendwo eine Rede gehalten — Triest liegt in der Nähe.

Von Opatija führt unser Weg über Rijeka (Fiume) durch die Bucht von Bakar, die wegen ihrer zu schmalen Einfahrt für die Seefahrt heute keine Bedeutung mehr hat. Hohe Gerüste ragen — im Ufer verankert — wie Feuerwehrlaternen übers Wasser. Auf jedem sitzt ein Mann. Unten schaukelt träge ein Boot. Der Mann darin wartet auf ein Zeichen von oben. Thunfischer. — Selten verirrt sich ein Schwarm von Thunfischen in diese Bucht. In 12 Monaten vielleicht einer oder zwei. Manchmal keiner. — Bis nach Senj fahren wir am Ufer entlang und kommen über eine alte Paßstraße nach Plitvica mit seinen sechzehn durch Wasserfälle miteinander verbundenen Seen. Läge dieses Naturwunder in Deutschland, würden sich die Touristen dort drängen. Hier treffen wir zwei deutsche Studenten einsam in ihrem Zelt.

Titograd, Sitz der montenegrinischen Verwaltung, soll Ausdruck des neuen Jugoslawien sein. Aber es überzeugt nicht. Neben den neuen Industriebauten, Wohnblocks und Verwaltungsgebäuden eine Zigeunersiedlung. In den Höhlen des verkarsteten Flußbettes der Moraca leben die Zigeuner trotz Verbotes und ernähren sich durch Betteln und von Abfällen aus dem naheliegenden Schlachthause.

Das Gebiet um Niksic gehört zu den regenreichsten Jugoslawiens und des Balkans überhaupt und ist von November bis März überschwemmt. Am Rande des Karstbeckens (Polja von Niksic) befinden sich etwa 25 nach dem Princip kommunizierender Röhren miteinander verbundene tiefe Löcher (Ponore), die Zugang zu unterirdischen Flüssen und Seen haben. Sie füllen sich in den Regenmonaten und laufen über. Durch Dammbauten will man dieses Wasser für die dürrer Sommermonate akkumulieren. Unzählige Bohrungen und Wasserproben gehören zu den Vorarbeiten dieses kostspieligen Unternehmens. 2 bis 4 Jahre wird es bis zur endgültigen Fertigstellung noch dauern. Bereits ein

(Linguistik) als firm erweisen. Im übrigen schreibt man viel Aufsätze (dissertations). So erscheint dem französischen Studenten das Studium von vornherein geregelter, übersichtlicher, geordneter und nicht so anstrengend. Vor allem leidet er nicht unter der Angst, die einem deutschen mulus die Vielzahl der Vorlesungen und Seminare verursacht. Das größere Problem scheint mir nicht beim Hochschulstudium, sondern bei den Lehrmethoden an den deutschen Oberschulen zu liegen. Der französische Oberprimaner hat in der sogenannten mathematisch betriebenen „lecture expliquée“ einen festen Anhaltspunkt für spätere literar-kritische Urteile. Zudem erzieht ihn eine schätzenswerte Ausbildung in den Grundbereichen der Philosophie zum Denken und auch — was noch wichtiger ist — zum Durchdenken. Bei uns konnte man sich manchmal nicht des Eindrucks erwehren, daß der Schüler jeglicher pädagogischen Hilfe entbehrt.

Die „Lebensart“ der jungen Franzosen hebt sich sehr von der unserer jungen Generation ab. Sie scheinen mir selbstverständlicher, unkomplizierter. Hier erst fällt einem auf, daß die im



DISKUS so genannte „Kommiliz“ ein durchgängiger Typus an Deutschlands Hochschulen ist, ein Typ, der sich durch Bankdirektorsgesten und affektierte Stimme hoch sechs auszeichnet und glaubt, er könnte natürliche Reife durch Allüren ersetzen. — Ich wollte, ich hätte etwas von dieser nonchalance der Franzosen, die sich allerdings, wenn's ans Organisieren geht, als sehr störend auswirkt. Jedes Ding hat zwei Seiten. Und erst die lange Erfahrung bringt ein einigermaßen sicheres Urteil hervor.

stud. phil. Winfried Terres

30%iger Erfolg würde eine Energiequelle liefern, die den Aufwand an Arbeit lohnend macht.

Auf einem Bummel durch die bosnische Hauptstadt Sarajewo besichtigen wir eine alte türkische Siedlung. Auf der Spitze des Minarets einer Moschee erscheint der Muezzin und ruft von dem balkonartigen Rundgang die Gläubigen zum Gebet. Von allen Seiten kommen die Männer. Sie waschen sich am Brunnen die Füße, um in die teppichgeschmückte Moschee eintreten zu dürfen. Der Vorbeter wartet schon. Die Muslim fallen auf die Knie, berühren mit der Stirn einigemal den Boden, stehen auf und beginnen von vorn. Alle drei Stunden ruft der Muezzin zum Gottesdienst. Frauen ist das Betreten der Moschee verboten. Wir lassen ein paar Dinare klippen und drüfen eintreten. Eifrig rollt der Muezzin vorher den Gebetsteppich zusammen. Wir sind Ungläubige.

Gretel Samen

## Falschgold

Ein Anschlag am Schwarzen Brett verführte mich, am „Goldgräberlager in Lappland“ teilzunehmen, da ich mir auf diese Weise einen Zuschuß für das nächste Semester verdienen zu können glaubte. Der Fahrpreis schien nicht zu hoch, weil ich mit reicher Beute zurückzukehren hoffte.

In Kopenhagen sammelten sich die Goldsucher. 43 Mann wollten 4 Wochen lang nach dem edlen Metall schürfen. Der erste Dämpfer war die Schilderung der Verhältnisse in Finnisch-Lappland: „Täglicher Regen ist zu erwarten, doch die Moskitizeit ist fast vorüber.“ Immerhin! 2½ Tonnen Lebensmittel wären schon im Lager. Zelte, Äxte, Spaten, Brotpakete und Kochtöpfe mußten wir aber nach Finnland mitschleppen.

Das Lager war in Rovaniemi. In Gruppen von 8 Mann mit einem Gepäck von 30—40 Kilo marschierten wir immer noch voller Illusionen weiter zu den Schürflätzen.

Wir fanden auch Gold, aber es kam in so feinen Spuren vor, daß wir gar nicht die Geräte hatten, das Metall auszuwaschen. Außerdem hätte sich die Arbeit nicht gelohnt. Ein finnischer Geologe aus Helsinki hat im Laufe von 4 Jahren zusammen mit seinem Begleiter keine namhaften Funde machen können. So ist es zu verstehen, daß die von verantwortungslosen Organisatoren zusammengetrommelte Goldsuchexpedition nach 3 Tagen ihre Bemühungen aufgab. Das mehrstündige Stehen im Wasser hätte zumindest hohe Schaftstiefel erfordert. Der Schlaf in durchnästen Kleidern auf hartem Boden, die vergebliche Angelei — 8 Fische für 43 Mann in 4 Wochen —, die sogenannte „Penicillinsuppe“ oder „White horse soup“ aus Schimmelstückchen des Kopenhagener Brotes, das theoretisch ein Vierteljahr, praktisch nicht eine Woche haltbar war, ließ auch den habgierigsten Digger resignieren.

Statt Gold zu graben, bemühten wir uns, Land und Leute kennenzulernen, und so trampelten wir durch Finnisch-Lappland. K. G.

## Für die Haus-Apotheke

**Kamillen-Zubereitungen**  
in moderner Form:

**Kamillosan-Liquidum** (flüssig)

Bei kleineren Verletzungen, verdünnt zu Umschlägen,  
für die tägliche Mund- und Zahnpflege

**Kamillosan-Salbe**

Zur Wundbehandlung, bei Verbrennungen und zur Säuglingspflege

**Kamillozon-Tabletten**

(Kamillosan mit Wasserstoffsuperoxyd)

Zum Gurgeln und Spülen bei Mund- und Halsinfektionen

In allen Apotheken erhältlich!



Chemiewerk HOMBURG Aktiengesellschaft  
Frankfurt/Main



Fordern Sie unsere Prospekte  
über 12 verschiedene Typen  
**LIEBESGABENPAKETE**  
FÜR DIE OSTZONE

in den Preislagen  
von DM 8.- bis DM 25.-

DEUTSCHE GEMEINSCHAFTSHILFE  
Liebesgabendienst e. V.  
HAMBURG 11 · RÖDINGSMARKT 15  
Postscheck Hamburg 9209 · Ruf 3557 27

Universitätsbuchhandlung  
**BLAZEK & BERGMANN**

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 9 36 33 u. 9 52 64

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,

Medizin, Technik,

Naturwissenschaften

kann. Dieser Begriff ist eben der der „Irritabilität“. Wenn man also den „Irritabilitäts-Begriff“ als charakteristisch für das Leben ansieht, so kann man das nur, wenn man ihn auf die speziellen noch unbekannteren Reaktionen einschränkt, die sich in der Zelle bei den Erregungsvorgängen abspielen. Im allgemeinen Sinn aber zeigen auch unbelebte Systeme „Irritabilität“.

Ich habe im vorangegangenen an ziemlich willkürlichen und meist sehr subjektiv herausgegriffenen Beispielen zeigen wollen, wie mannigfaltig die Probleme der physikalischen Chemie sind. Was ist aber eigentlich das gemeinsame Kennzeichen der physikalischen Chemie? Ist sie überhaupt noch ein „Fach“? Von einem Grenzgebiet zwischen Physik und Chemie kann man heute kaum mehr sprechen, nicht so sehr, weil die Chemie prinzipiell in der Physik aufgegangen ist, sondern weil heute eigentlich jedes Gebiet der Physik mit jedem Gebiet der Chemie irgendwie zusammenhängt. Es ist zum Beispiel unmöglich, heute ein Lehrbuch der physikalischen Chemie von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus zu schreiben. Charakteristischerweise führte übrigens schon das klassische Lehrbuch der physikalischen Chemie, die „Theoretische Chemie“ von Walter Nernst, dessen erste Auflage 1893 herauskam, den Untertitel „vom Standpunkt der Avogadro'schen Regel und der Thermodynamik“, so daß schon damals die Uneinheitlichkeit unseres Faches zum Ausdruck kam und die künftige Entwicklung vorankündigte. Was heute die Physiko-Chemiker eint, ist eigentlich nur noch das Zutrauen in die Wirksamkeit und Tragweite physikalischer Methoden bei der Erforschung der grundsätzlichen Fragen der Chemie, und zwar sind es ebenso die Methoden der theoretischen Physik — deshalb gilt die physikalische Chemie bei unzureichend Vorgebildeten als schwierig — als auch der experimentellen Physik — deshalb sehen die modernen physikalisch-chemischen Institute wie physikalische Institute aus und brauchen deren Einrichtungen. Der besondere Reiz der physikalisch-chemischen Forschung aber liegt in der wunderbaren Mischung von Theorie und Experiment und dem Beziehungsreichtum ihrer Ergebnisse.

Wie studiert man nun ein solches Fach? Die negative Formulierung der Antwort, die mir Fritz Haber einmal gab: „physikalische Chemie können sie nicht aus einem Lehrbuch studieren“, ist nach dem Vorangehenden wohl ohne weiteres verständlich. Ich möchte auf diese Frage aber doch noch etwas eingehen, weil ich hier den Zustand der heutigen Studienordnung für unglücklich halte.

Es ist kein Zufall, daß es gerade ein Physiko-Chemiker war, nämlich Wilhelm Ostwald, der sich seinerzeit auf das Äußerste der Einführung von Staatsexamina in der Chemie widersetzte, und dem es gelang, durch Einrichtung der sogenannten Verbandsexamina, die im Jahre 1898 als Examina privaten Charakters eingeführt wurden, die Einführung der Staatsexamina für lange Zeit mit Erfolg zu verhindern. Man fürchtete, daß — ich möchte es wörtlich wiederholen — durch die Einführung der Staatsexamina ein „Examensdrill im Studium überhand nehmen könne“, und daß „das Hauptprinzip der Erziehung deutscher Chemiker, die freie wissenschaftliche Forschung“ dabei zu kurz kommen könne. Die Verbandsexamina wurden ausdrücklich in der Absicht eingerichtet — ich wiederhole wieder wörtlich — „die Gefahren, die in einer allzu starken Uniformisierung des chemischen Unterrichtes liegen, zu verhindern“. Die Verbandsexamina haben sich nach aller Ansicht ausgezeichnet bewährt. Wir

haben dann später aber doch die Staatsexamina bekommen und mir scheint, daß in der Tat die „allzu starke Uniformisierung“ eingetreten ist.

Allerdings ist sie nicht nur Folge der Einführung des Diplomexamens, vielleicht nicht einmal hauptsächlich. Die Hauptgefahr ist der ungeheuer angeschwollene Lehrstoff, der von den Studenten bewältigt werden soll. Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind immer neue Spezialvorlesungen, Kurse, Praktika und Seminare als obligatorisch in den Chemieunterricht eingebaut worden. Innerhalb der Praktika wird jede Etappe des Studienganges durch Vor- und Zwischenprüfungen von Assistenten kontrolliert und dadurch dafür gesorgt, daß der Studierende keine Zeit hat, Allotria zu treiben. Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen den Möglichkeiten, die wir zur Zeit unseres Studiums hatten, Spezialinteressen nachzugehen, und der gebundenen Marschroute des heutigen chemischen Studienplanes.

Wir müssen dafür sorgen, daß diese Möglichkeiten wieder gewonnen werden, und zwar ohne daß wir das Studium weiter verlängern. Schaffen wir nicht diese Freiheit, Spezialinteressen nachzugehen, so werden sich die produktiven Köpfe allmählich überhaupt vom Studium der Chemie abwenden. Eine Überfütterung mit obligatorischem Wissensstoff und Spezialtechniken ist aber für den angehenden Physiko-Chemiker besonders schädlich. Die Gefahr, sich an Tatsachen zu gewöhnen, ohne über sie nachdenken zu können, oder sich mit Scheinerklärungen zu begnügen, kann ihn völlig für seinen künftigen Beruf verderben. Meist zeigt sich bei den Chemikern, die später Physiko-Chemiker werden wollen, schon nach wenigen Semestern der Wunsch, ihre mathematisch und physikalische Ausbildung zu vertiefen. Diesem Wunsch muß im Rahmen des Chemiestudiums viel mehr Raum gegeben werden, und der Chemiker muß dafür andere Dinge vernachlässigen dürfen.

Man könnte einwenden, daß in den meisten anderen Ländern die Studienpläne noch starrer seien und die Studenten noch mehr kontrolliert würden. Das mag stimmen. Andererseits ist aber dort der chemische Studiengang ganz anders aufgebaut und insbesondere der Notwendigkeit mathematischer und physikalischer Ausbildung viel mehr Rechnung getragen. Wenn wir für die an sich kleine Zahl der Physiko-Chemiker innerhalb des chemischen Studiums dieser Vertiefungsmöglichkeit in physikalischer Richtung nicht Rechnung tragen, verhindern wir, daß sich aus dem Chemiestudium führende Physiko-Chemiker entwickeln können. Es bleibt dann zur Erhaltung unserer Fachrichtung nur noch die Möglichkeit der Sezession unter Schaffung eines eigenen Studienganges für Physiko-Chemiker oder der Versuch, vom Physikstudium her die Entwicklung der physikalischen Chemie zu betreiben. Beide Auswege wird man nicht ohne Bedenken betreten können.

Manchmal kommt es mir wie ein Wunder vor, daß es überhaupt immer wieder noch ausgezeichnete junge Physiko-Chemiker gibt, wenn die Ausbildungsvorschriften tatsächlich so ungünstig sind, wie sie mir vorkommen. Aber ebenso könnten wir uns wundern, wie es bei den heutigen Steuergesetzen überhaupt noch zur Ausbildung von privatem Vermögen kommen kann, und doch sehen wir sie vor Augen. Im Fall der Wissenschaft möchte ich sagen, es läuft Gott sei Dank doch in Wirklichkeit manches anders, als es gemäß den Bestimmungen sein sollte, und besonders starke Begabungen setzen sich trotz aller Bestimmungen durch.

# Weihnachtliches im Volksbrauch

von Mathilde Hain

„Do hängt e Baum, nei lueg me doch un lueg!“ heißt es bei Joh. Peter Hebel in seinen Alemannischen Gedichten um 1820. Gemeint ist ein Christbaum an der Stubendecke eines Schwarzwälder Bauernhauses. Aber nicht nur dort war der hängende Weihnachtsbaum überlieferte Volkssitte; Thüringen, Vogtland und Egerland kannten ihn vereinzelt noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. Erinnert uns dies nicht an den Brauch südwestdeutscher Städte um 1500, zur Mittwinterzeit immergrüne Zweige an die Stubendecke zu hängen, um Unheil und Gefahr vom Hause fernzuhalten? Geiler v. Kaisersberg ereifert sich gegen diese „heidnische“ Sitte; Sebastian Brant deutet sie: „wer nit . . . grün tannris steckt an sin huus, der meint, er leb das jor nit us.“ Römische Kalenderbräuche zum Jahresanfang klingen hier deutlich nach. Aber noch wird unser heutiger Weihnachtsbaum mit seinen Gaben und Lichtern nicht sichtbar. Erst um 1600 berichtet ein Reisetagebuch erstaunt von der elsässischen Sitte: „Auf Weihnachten richtet man Dänenbäum zu Straßburg in den Stuben auf, daran henket man Rosen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker . . .“ Dies ist der weihnachtliche Gabenbaum, der „Zuckerbaum“ für die Kinder; es fehlt ihm noch der Lichterschmuck. Dennoch kennt schon die Zimmersche Chronik des 16. Jahrhunderts das Heiligabendlicht, das hinter dem Fenster leuchtet und vor jedem Tier im Viehstall steht. Weihnachtsbaum und Weihnachtslicht finden sich erst kurz vor 1700 zusammen. Das Bürgerhaus des 18. Jahrhunderts nimmt sich der neuen Sitte liebend an. Von dort aus findet der deutsche Weihnachtsbaum den Weg in alle Welt. Hinter den Fensterscheiben der erzbirgischen Schnitzer aber leuchten noch in unseren Tagen die kerzentragenden Schnitzfiguren, Engel für die Mädchen, Bergleute für die Buben.

Die Bauernstube der entlegenen südöstlichen Alpen-täler wird schon zur Vorweihnachtszeit zur Schaubühne der Nikolausspieler, der singenden und gabenheischenden Glöckler, der herbergsuchenden Gestalten von Maria und Josef. Den Weihnachtstagen selbst sind die volkstümlichen Hirtenszenen vorbehalten, die schon im Weihnachtsspiel des ausgehenden Mittelalters mit Realismus und Humor ausgestaltet wurden. Im Böhmerwald, in Oberbayern und im Salzburger Land lebten noch in den letzten Jahrzehnten die Umzugsspiele bäuerlicher Wandergruppen fort, die als Hirten verkleidet mit den heiligen Personen des Stalles von Bethlehem von einem Bauernhof zum andern zogen. Es bedarf keiner weiteren Requisiten; mundartlich-derbe Hirtengesänge klingen durch die enge Stube. Laut schnarchend zwischen Hund und Schafen wird in der Stubenmitte der Hirtenschlaf agiert, bis Engelsgesang ertönt. Der alte Hirt, mit unsanftem Rippenstoß: „Lippl, steh auf vom Schlaf!“ Unwirsch der andere: „Was denn da? Ich schlaf schon!“ Endlich machen sich beide auf den Weg zur Krippe, jeder mit einem Geschenk. „I nehm a Schmalz mit mir!“ „Und i ein Speck!“ Im Stubenwinkel, vor der Krippe, setzt sich das Spiel fort. Die Gaben werden ausgebreitet; jede

Landschaft bietet da ihre heimatlichen Erzeugnisse an. Die oberösterreichischen Hirten singen:

„Wenn's euch halt nicht tät verdrießen  
hätten wir euch was mitgebracht.  
Ein klein Lämmlein und ein Zicklein  
und ein wenig Kletzenbrot,  
ein paar Eier, ein Butterstriezel.  
Nehmt es an und gesegn's euch Gott!“

St. Josef an der Kripp erhält einen Schnaps (in Bayern ein Bier):

„Einen Branntwein hab ich auch in der Flaschen.  
Laß dir'n gut schmecken!  
Trink zuweilen ein Gläschen auf die Nacht!“

Gemeinsames Lied und Gebet beendet die Hirten-szene in der Bauernstube.

„Quem pastores laudavere  
Quibus angeli dixere:  
„Absit vobis iam timere“  
Natus est rex gloriae“  
Den die Hirten lobten sehre  
und die Engel noch viel mehre

Das ist der „Quempas“ der Mark Brandenburg und der Provinz Sachsen, den Wechselchöre durch Jahrhunderte hindurch im protestantischen Weihnachtsgottesdienst sangen. Zur Reformationszeit waren es Schülerchöre, die im Abenddämmer singend durch die Straßen zogen, und die mittelalterlichen Weisen in lateinischen und deutschen Versen erklingen ließen. Später trugen sie ein brennendes Licht in der Hand und das selbstgeschriebene Quempasheft, worin lustig-bunte Malereien die Liedtexte unterbrachen. Da war die mittelalterliche Legende dargestellt: Der Hahn kräht: „Christus ist heute geboren“; die Kuh brummt: „Wo denn?“; die Ziege antwortet: „In Bethlehem“.

Dramatischer und von älterer Herkunft sind die Sternsinger des Dreikönigtages. Als Gruppe aus den mittelalterlichen Dreikönigsspielen ziehen sie heute noch durch süddeutsche Gebirgsdörfer, gabenheischend hinter einem drehbaren Stern. Das rußgeschwärzte Gesicht des morgenländischen Kaspar glänzt unter der goldenen Krone, wenn er an das Fenster klopft:

„Ich bin der König aus Mohrenland,  
die Sonne hat mich schwarzgebrannt!“

Gern laden die Hausbesitzer zum Imbiß ein, wenn der Sternträger gesungen hat:

„Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,  
sie essen und trinken, aber zahlen nicht gern!“

Dann geht es weiter durch Nacht und Schnee. Zum Abschied klingt es dankbar:

„Ihr habt uns eine Verehrung gegeben,  
Gott laß euch das Jahr mit Freuden ausleben!“

„Vergiß nicht, dem Christkind-Esel ordentlich Heu hinzulegen“, mahnte meine Großmutter, wenn der Heiligabend dämmerte. Das himmlische Grautier nippte zwar nur daran; aber am Christmorgen kauten Pferde und Kühe mit um so größerem Behagen die glückhafte Speise. Ihr Wohlergehen während des kommenden Jahres war damit gesichert. Aber auch die Menschen wollen an diesem Fest etwas Glückhaftes essen. So muß in Oberbayern die Mettensuppe aus frischgeschlachtetem Schweinefleisch auf dem Tische dampfen, wenn die Hausbewohner aus der nächtlichen Christmette kommen. Liebe und Glückwunsch sind hineingebakken in das fruchtenreiche Kletzenbrot, das in den Alpengebieten das Mädchen seinem Burschen schenkt. Der Norddeutsche verspeist am Heiligabend seinen Weihnachtskarpfen und legt ein Karpfenschuppen in seinen Geldbeutel. Das „Schlesische Himmelreich“ aus gekochtem Rauchfleisch,

warmem Backobst und Kartoffelklößen gehört auch zum Festmahl der Weihnachtstage. Aus der Martinsgans des Mittelalters, die den düsteren November aufhellte, ist in unserem Jahrhundert die knusperige Weihnachtsgans geworden. Schon seit dem 14. Jahrhundert backen die Thüringer ihre berühmten Christstollen; der Nürnberger Lebkuchen datiert sich gar über die früh-mittelalterliche Klosterküche bis ins römische Altertum zurück. Es fehlt noch an historischen Daten über den rheinischen Spekulatius und die Frankfurter Brenten. Wenn die weihnachtlichen Festtage vorüber sind und mit dem Beginn des neuen Jahres der finanzielle Aspekt des Daseins nüchtern in den Vordergrund tritt, versäumt der mainfränkische Bauer nicht, Sauerkraut oder Weißkohl auf den Küchentisch zu bringen. Das erste Gemüse des neuen Jahres gibt ihm die tröstliche Gewißheit, daß die Zukunft ohne Geldsorgen rosig heraufsteigt.

## Die Einheit der Naturwissenschaften

K. F. Bonhoeffer, Göttingen

Ansprache gelegentlich der Einweihung des Physikalisch-Chemischen Instituts der Johann Wolfgang-Goethe-Universität zu Frankfurt am Main

Seit dem siebzehnten Jahrhundert hat es große Naturforscher gegeben, die zeitweilig auf Grenzgebieten zwischen Physik und Chemie gearbeitet haben. Angefangen mit Boyle, Priestley und Cavendish, denken wir dabei weiter an Galvani und Volta, an Gay-Lussac und Humboldt, an Davy und Faraday und an Bunsen und Helmholtz. Die Disziplin der Physikalischen Chemie ist aber jüngeren Datums. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewannen einige Männer die Einsicht, daß man zur Lösung der grundsätzlichen Probleme der Chemie physikalische Methoden einsetzen müsse. Insbesondere trug Wilhelm Ostwald durch sein Lehrbuch „Allgemeine Chemie“, das in den Jahren 1884 bis 1887 erschien, und durch die Gründung der „Zeitschrift für Physikalische Chemie“, die ebenfalls 1887 erfolgte, zu dieser Entwicklung bei. Dank der spezifischen Eigenart der physikalischen Methoden ist nach Wilhelm Ostwald die Bedeutung des Wortes „Physikalische Chemie“ fast äquivalent dem Worte „Allgemeine Chemie“, während die „Anorganische Chemie“ und die „Organische Chemie“ für ihn spezielle Chemie sind, sowie man etwa in der Zoologie zwischen einer allgemeinen Zoologie und einer speziellen Zoologie unterscheidet. Mit der Einführung physikalischer Methoden bekommt der physikalische Begriff der „Messung“ in der Chemie neue Funktion. An sich war es nichts Neues, physikalische Größen an chemischen Stoffen zu messen. Man hat Dichten, Brechungsindices, Schmelzpunkte usw. bestimmt, im wesentlichen aber, um damit individuelle Stoffe zu charakterisieren. Jetzt setzen aus bestimmten theoretischen Vorstellungen heraus Messungen ein, die das Verständnis des gemeinsamen Verhaltens der Stoffe zum Ziele haben, und die zu allgemeinen Gesetzen führen sollen. Messungen von elektrischen Leitfähigkeiten, Gefrierpunktniedrigungen und Siedepunkterhöhungen von Lösungen führen Arrhenius zu der Vorstellung von der elektrolytischen Dissoziation der Salze und der selbständigen Existenz von freien Ionen, sie führen van 't Hoff zu Analogien zwischen dem Verhalten von Gasen und Lösungen, sie führen zur Klärung des fundamentalen Begriffes des chemischen Gleichgewichtes. Fragen des chemischen Gleichgewichtes bildeten das Zentrum der physikalisch-chemischen Forschung bis in das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts hinein, und es war Nerst, den die grundsätzliche Vertiefung dieser Fragen zu dem sogenannten dritten Hauptsatz der Wärmelehre führten, dem vielleicht

wichtigsten Beitrag, den ein Physiko-Chemiker zur allgemeinen Naturwissenschaft beigetragen hat. Daß sich aus diesem Satz die absolute Lage von chemischen Gleichgewichten aus Wärmegrößen vorher berechnen läßt, ist nur eine seiner Konsequenzen, die allerdings für den Chemiker die wichtigste ist.

Die Epoche der chemischen Gleichgewichtsforschung wurde von der Epoche der chemischen Kinetik abgelöst, d. h. von dem messenden Studium von Reaktionsgeschwindigkeiten mit dem Ziel, Grundsätzliches über den Mechanismus chemischer Vorgänge zu erfahren. Hierzu lieferte zunächst die kinetische Theorie der Materie, d. h. die Theorie der Wärme als Molekularbewegung die Grundvorstellungen. Aber immer gewaltiger wurden die Impulse, die insbesondere seit der Zeit nach dem ersten Weltkriege durch die sich schnell entwickelnde Atomistik gegeben wurden. Ich darf die Bedeutung dieser Entwicklung für die Chemie vielleicht am Beispiel des Wasserstoffes hier etwas näher beschreiben, weil ich an dieser etwas beteiligt war.

Um das Jahr 1926 glaubte wohl niemand, daß das Element Wasserstoff noch viel Überraschendes bieten könne. Man glaubte den gasförmigen Wasserstoff gut zu kennen, wußte, daß seine Moleküle jeweils aus zwei Atomen zusammengesetzt sind, kannte Siedepunkt, Schmelzpunkt, spezifische Wärmen und chemisches Verhalten und gab sich wohl im wesentlichen damit zufrieden. Anders stand es mit den freien Wasserstoffatomen. Das Wasserstoffatom ist das einfachste chemische Atom. Es kommt auf der Erde im allgemeinen nicht als freies Atom vor, eben weil es mit einem anderen Wasserstoffatom sich zu Wasserstoffmolekülen verbindet. Daher konnte man seine chemische Reaktionsfähigkeit nicht studieren, obwohl sie grundsätzlich von großer Bedeutung sein mußte. Die Spektroskopie gab von der Atomistik her den Anstoß. Sie zeigte, daß das Balmerpektrum für das Wasserstoffatom charakteristisch sei. Und nachdem R. W. Wood die Bedingungen für das Auftreten des Balmerpektrums systematisch studiert hatte, war es keine große Schwierigkeit mehr, freie Wasserstoffatome für chemische Zwecke herzustellen und deren Reaktionen zu studieren. Es ergaben sich aus diesen Versuchen wichtige Einsichten über Wege der Vereinigung von Atomen zu Molekülen und über die einfachsten Substitutionsreaktionen.

Die Theorie des Balmerpektrums von Bohr ist der Ausgangspunkt für die moderne Atomtheorie gewesen. Sie hat zu einem Verständnis des periodischen Systems der Elemente geführt. Aber der entscheidende Schritt zum Verständnis der Chemie wurde erst durch die Quantenmechanik von Heisenberg, Schrödinger und Dirac gemacht. Durch sie war es möglich, zu einem Verständnis der chemischen Valenz zu kommen, und durch sie ist die Chemie ein Teilgebiet der Physik geworden, wie die Optik ein Teilgebiet der Elektrizitätslehre ist. Niemand zweifelt heute daran, daß alle chemischen Erscheinungen durch die Schrödingergleichung quantitativ beschrieben werden können.

Quantenmechanische Überlegungen hatten Heisenberg und Hund zu der Forderung geführt, daß symmetrische Moleküle von der Art des Wasserstoffmoleküls aus zwei Sorten bestehen sollten, die sich nicht ineinander umwandeln, und Dennison hatte gezeigt, daß der von Eucken gemessene Temperaturverlauf der Molwärme des Wasserstoffs sich mittels dieser Vorstellung verstehen ließe. Dies gab die Anregung zu dem Versuch, die eine Sorte des Wasserstoffs einmal rein herzustellen. Ein Physikochemiker mußte dabei auf den Gedanken kommen, Katalysatoren heranzuziehen, um die unter normalen Bedingungen untersagte Umwandlung zu erzwingen. Der experimentelle Nachweis, daß der gewöhnliche Wasserstoff ein Gemisch von zwei Wasserstoffsorten, dem Ortho- und dem Parawasserstoff ist, und die darauf folgende Reindarstellung des Parawasserstoffes, eines Gases, das sich vom gewöhnlichen Wasserstoff durch seine physikalischen Eigenschaften unterscheidet, war seinerzeit einer der handgreiflichsten Beweise für die Richtigkeit der quantenmechanischen Überlegungen.

Ich möchte noch etwas über den schweren Wasserstoff aussagen, weil sich auch daran manches illustrieren läßt. Die Chemiker hatten für das Atomgewicht des Wasserstoffes, bezogen auf Sauerstoff  $O_{16} = 16,0000$ , in Präzisionsmessungen den Wert 1,00799 ermittelt, die Physiker aus massenspektroskopischen Messungen den Wert 1,00778. Die Physiker Birge und Menzel schlossen daraus, daß es möglicherweise ein schwereres Isotop des Wasserstoffs mit Atomgewicht 2 gäbe, und daß dieser schwere Wasserstoff bei der chemischen Atomgewichtsbestimmung in einem Konzentrationsverhältnis 1:500 beigemischt sei und ein höheres Atomgewicht vortäusche. Die Bedeutung von quantitativen Präzisionsmessungen wird hier in der Entdeckungsgeschichte dieses Isotops besonders deutlich. Die Leistung des Physikochemikers Urey begann nun damit, daß er auf die Schlußweise der Physiker vertrauend nach Wegen suchte, die Konzentration des schweren Isotops zu erhöhen, was ihm durch Fraktionieren von flüssigem Wasserstoff und später durch Elektrolyse von Wasser gelang, so daß er dann den schweren Wasserstoff von Atomgewicht 2 direkt nachweisen und in reiner Form herstellen konnte.

Auch für die technisch-praktische Seite der physikalisch-chemischen Forschung ist die Geschichte des schweren Wasserstoffs lehrreich. Als wir hier in Frankfurt am Main vor 21 Jahren das erste schwere Wasser in Europa herstellten, schien die ganze Angelegenheit ein rein akademisches Geschäft ohne jede Nutzenanwendung. Zwar war uns Herr Dr. Siedler von der Firma Griesheim bei der Beschaffung von Ausgangsmaterial in der freundlichsten Weise behilflich, indem er uns die Adressen von allen bekannten Elektrolysieranlagen in Europa gab und durch seine Beziehungen vermittelte, daß uns die Firmen Proben von ihren Elektrolytlaugen schickten, die wir auf den Gehalt an schwerem Wasser untersuchen konnten. In den Anlagen der Norsk Hydro in Rjukan in Norwegen fanden wir die ergiebigsten Quellen. Auch heute noch ist dies der einzige z. Z. für Europa in Betracht kommende Herkunftsort. Trotzdem kamen wir mit der Produktion von größeren Mengen schweren Wassers nur langsam voran, weil weder hier in Frankfurt noch, als ich später in Leipzig war, dort irgend jemand recht an die zukünftige technische Bedeutung dieses Stoffes glaubte. Auch ich selbst konnte diesen Skeptikern nichts anderes entgegenhalten, als die vage Meinung, es erschiene mir ganz ausgeschlossen, daß ein so einfacher, prinzipiell neuer Stoff auf die Dauer technisch bedeutungslos bleiben solle. Heute ist das schwere Wasser vielleicht der Engpaß in der Frage der

Atomenergiegewinnung, jedenfalls ist die gesamte Produktion überall auf Jahre hinaus aufgekauft.

Unmittelbar war zunächst nur die Bedeutung des schweren Wasserstoffs für reaktionskinetische und physiologisch-chemische Fragen zu erkennen, und in dieser Richtung bewegten sich auch die meisten Versuche. Durch Einführung von schwerem Wasserstoff anstelle von gewöhnlichem Wasserstoff in bestimmte organische Moleküle konnte man diese kennzeichnen und ihren Weg im Organismus verfolgen. Es eröffnete sich ein neuer Zugang zur Erforschung des intermediären Stoffwechsels, der sich durch Hinzunahme der stabilen und instabilen Isotope von Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Schwefel und Phosphor dauernd erweitert und zu wichtigen Ergebnissen geführt hat. Ein schönes Beispiel dafür, wie der Einfluß von grundsätzlichen physikalischen und physikalisch-chemischen Entdeckungen der jüngeren Zeit sofort bis in die Biologie hinein wirksam wird.

Nachdem in den letzten Jahrzehnten Physik und Chemie zu einer Einheit verschmolzen sind, scheint in der Tat jetzt die Zeit für eine Vereinigung mit den biologischen Wissenschaften heranzureifen. Es ist interessant zu sehen, wie die drei großen Ströme der physikalischen, chemischen und biologischen Forschung heute zu einem gemeinsamen Ziel konvergieren. In dem Gebiet, wo sie zusammenfließen, ist heute eine große Aktivität im Gange. Noch niemand kann sagen, ob Physik und Chemie in ihrer heutigen Form in der Lage sein werden, die Biologie aufzunehmen, oder ob sie sich zu diesem Zweck so grundsätzlich ändern müssen, wie sich die Physik in ihren Anschauungen von Raum, Zeit und Kausalität ändern mußte, bevor sie die Chemie aufnehmen konnte. Auf alle Fälle scheint mir kein Zweifel darüber möglich zu sein, daß der eigentlichen physikalischen Chemie dabei eine große Rolle zufallen wird. Schon seit den Zeiten von Ostwald haben die Physiko-Chemiker das Gebiet der Biologie beachtet und bearbeitet. Es ist fast keiner unter den Großen, der nicht einen Beitrag in dieser Richtung geliefert hätte. In den letzten drei Jahrzehnten haben sich hervorragende Physiko-Chemiker wie Sverdrberg und Tiselius in Schweden und andere in England und Amerika den organischen und physiologischen Chemikern zur Seite gestellt, um Struktur und Größe der wichtigsten chemischen Bausteine der Zelle aufzuklären.

Aber auch noch auf andere Weise ergeben sich hier Möglichkeiten, zu neuen Einsichten zu gelangen. Ich denke an die vielen physikalisch-chemischen Modellversuche, die man entworfen hat, um Lebenserscheinungen nachzuahmen. Berühmt sind z. B. Otto Warburgs Modellversuche zur Zellatmung, die schließlich zur Entdeckung des „Atmungsfermentes“ führten. Ich darf vielleicht die Bedeutung von solchen Modellversuchen kurz an Hand von Untersuchungen erläutern, die wir anknüpfend an Ostwald und Lillie in unserem Laboratorium über das Phänomen der „Irritabilität“ in den letzten Jahren durchgeführt haben. Die Erscheinung der „Irritabilität“ oder „Erregbarkeit“ wird vielfach als ein Charakteristikum des Lebens aufgefaßt. Sie besteht in typischen Verhaltensweisen der lebenden Zelle, die sich in der Existenz einer Reizschwelle, der Reizleitung, den Refraktaritäts- und Akkomodationserscheinungen, der Neigung zu rhythmischem Verhalten usw. dartun. Es lassen sich nun nicht nur elektrische Schaltungen angeben, die alle diese Erscheinungen vereint zeigen, sondern auch physikalisch-chemische Systeme wie z. B. explosible Gasgemische oder sogenanntes passives Eisen in Salpetersäure, die das gleiche tun. Es besteht z. B. eine Analogie zwischen der Tatsache, daß ein elektrischer Funke eine bestimmte Mindestenergie haben muß, um ein explosives Gemisch zu zünden, und der Tatsache, daß ein Reiz eine bestimmte Stärke haben muß, um einen Nerv zu erregen, und es besteht dann auch eine Analogie zwischen Fortleitung der Verbrennung im explosiblen Gemisch und der Reizleitung im Nerv. Ganz das gleiche gilt für die Aktivierung des Eisens und die Fortleitung der Aktivität auf einem passiven Eisendraht. Dabei treten, wie gesagt, auch alle anderen erwähnten Erscheinungen vereint auf, das heißt also: sie stehen in einem Zusammenhang, der in einem Begriff zweckmäßigerweise zusammengefaßt wird und der auch theoretisch verständlich gemacht werden



## 2. Staatsprüfung für Lebensmittelchemiker

Für die Prüfung der Lebensmittelchemiker (früher Nahrungsmittelchemiker) gilt noch die Vorschrift für die Nahrungsmittelchemikerprüfung aus dem Jahre 1895. Als man erkannt hatte, daß die vorstehende Prüfungsordnung den neuzeitlichen Anforderungen der Ausbildung nicht mehr entspricht, wurde eine Abänderung der Prüfungsordnung im Jahre 1939 in Angriff genommen, konnte aber durch den Ausbruch des Krieges nicht weitergeführt werden. Im Jahre 1949 wurde die Arbeit auf Grund der Erkenntnis, daß das chemische und pharmazeutisch-chemische Studium grundlegende Reformen erfahren hat, wieder aufgenommen, und in Zusammenarbeit zwischen den verantwortlichen Hochschullehrern und den Lebensmittelchemikern der Industrie als den Vertretern der Praxis konnte der Entwurf einer neuen, dem heutigen Stand der Wissenschaft und Forschung angepaßten Prüfungsordnung fertiggestellt werden. Er wurde von der Fachgruppe Lebensmittelchemie der Gesellschaft Deutscher Chemiker und dem Verbands der Vorstände selbständiger Unterrichtsinstitute für Chemie an deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen gut geheißen, hat aber noch keine Rechtskraft und liegt zur nochmaligen Prüfung bei dem Vorsitzenden der Kommission zur Neubearbeitung der Prüfungsordnung für Lebensmittelchemiker.

Die zwingende Notwendigkeit zur Neubearbeitung der Prüfungsordnung ergab sich durch den Umstand, daß Chemiestudierende, die unzulängliche Leistungen in Physik oder physikalischer Chemie aufwiesen und den in der Diplom-Chemiker-Prüfungsordnung festgelegten Studiengang nicht erfüllten, das lebensmittelchemische Studium auf Grund der völlig veralteten Prüfungsordnungen aufnehmen konnten. Die Folge davon war, daß der Andrang zum Studium der Lebensmittelchemie immer mehr zunahm, und die Institutsvorstände mit Recht ernsthafte Bedenken gegen diese Art von „Schmal-spurstudium“ geltend machten und auf die unabsehbaren Folgen für das gesamte Fach der Lebensmittelchemie hinwiesen.

Das Wesentliche des daraufhin ausgearbeiteten neuen Entwurfs liegt darin, daß der Schwerpunkt der Ausbildung auf dem Fache Chemie liegt, d. h. daß der junge Lebensmittelchemiker in erster Linie Chemiker sein muß. Nur mit einer gründlichen chemischen Ausbildung ist er in der Lage, die recht komplizierten Fragestellungen der Lebensmittelchemie in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht zu beantworten. Er muß daher bei der Zulassung der Vorprüfung ebenso wie der Chemiestudierende die Praktika in anorganischer, organischer und physikalischer Chemie nachweisen. In der mündlichen Prüfung wird er in diesen Fächern sowie in der analytischen Botanik geprüft. Diese gründliche Ausbildung in der Chemie und in den Grenzgebieten Biochemie, physiologische Chemie und Mikrobiologie äußert sich auch in der Ableistung der Hauptprüfung, die sich auf folgende Fächer erstrecken soll:

1. Chemie und Technologie der Lebensmittel und Bedarfsgegenstände auch unter Berücksichtigung biochemischer, physiologisch-chemischer und toxikologisch-chemischer Fragen.
2. die Lebensmittelüberwachung, Untersuchung und Beurteilung der Lebensmittel und Bedarfsgegenstände.
3. spezielle Botanik (Rohstoffkunde, Mikrobiologie, Mikroskopie), ferner auf bakteriologische Untersuchungsmethoden des Wassers und der übrigen Lebensmittel, jedoch unter Beschränkung auf die einfachen Kulturverfahren.
4. die Rechtsbestimmungen, die den Verkehr mit Lebensmitteln und Bedarfsgegenständen und seine Überwachung regeln.

Obwohl diese Prüfungsbestimmungen noch nicht in Kraft sind, halten wir es für wichtig, an dieser Stelle die wesentlichsten Grundgedanken neben einigen Auszügen zu veröffentlichen, zumal der Ausbildungsgang an der Universität Frankfurt praktisch bereits auf diesen Grundlagen basiert, damit der Studierende auf Grund seiner Ausbildung die sichere Gewähr für eine erfolgreiche wissenschaftliche und praktische Arbeit in der modernen Lebensmittelchemie bietet.

Die Johann Wolfgang Goethe-Universität und die Freie Universität Berlin sind die beiden einzigen deutschen Hoch-

schulen, die über einen ordentlichen Lehrstuhl für Lebensmittelchemie und -technologie verfügen. An anderen Universitäten und Technischen Hochschulen erfolgt die Ausbildung der Lebensmittelchemiker an pharmazeutischen und lebensmittelchemischen Instituten. Es wird angestrebt, auch an anderen Universitäten, z. B. Hamburg, München und Münster, Lehrstühle für Lebensmittelchemie und -technologie zu schaffen.

Nach der heute noch gültigen Prüfungsordnung für Lebensmittelchemiker vom Jahre 1895 zerfällt die Prüfung in eine Vor- und eine Hauptprüfung.

### Vorprüfung:

Zur Ableistung der Vorprüfung ist der Nachweis eines naturwissenschaftlichen Studiums von sechs Semestern erforderlich. Das Studium muß an einer Universität oder an einer Technischen Hochschule absolviert worden sein. Mindestens fünf Semester müssen in einem chemischen Laboratorium verbracht worden sein. Studierende der Lebensmittelchemie, die die Dr.-Prüfung oder die Dr.-Ing.- oder Diplomprüfung bestanden haben, können mit ministerieller Genehmigung von der Vorprüfung ausnahmsweise befreit werden, wenn sie nur noch eine Ergänzungsprüfung in dem für die Lebensmittelchemiker-Vorprüfung vorgeschriebenen Fach abzulegen haben, in dem sie noch nicht geprüft worden sind. Ein Bewerber, der z. B. die Diplom-Chemiker-Prüfung abgelegt hat, muß hiernach also eine Ergänzungsprüfung in Botanik ablegen.

Die Vorprüfung erstreckt sich auf anorganische, organische und analytische Chemie, Botanik und Physik, wobei bei der Prüfung in organischer Chemie auch die Mineralogie zu berücksichtigen ist.

Die Prüfung ist mündlich.

### Hauptprüfung:

Die Meldung zur Hauptprüfung setzt voraus, daß der Prüfling vor oder nach der Vorprüfung an einer Universität oder Technischen Hochschule mindestens ein halbes Jahr lang an Mikroskopierübungen teilgenommen hat und nach bestandener Vorprüfung mindestens drei Semester mit Erfolg an einer Anstalt zur Untersuchung von Lebensmitteln tätig war. (Kandidaten, die das pharmazeutische Staatsexamen mit dem Prädikat „sehr gut“ bestanden haben, brauchen das Zeugnis über die abgelegte Vorprüfung nicht, wenn die bestehenden Prüfungsbedingungen als ausreichend anerkannt sind.)

Die Hauptprüfung zerfällt in einen praktischen und einen theoretischen Teil. Der praktische Teil umfaßt vier Abschnitte:

1. die Durchführung einer qualitativen und quantitativen Analyse
  2. die Durchführung einer quantitativen lebensmittelchemischen Analyse
  3. die Durchführung einer qualitativen Analyse eines Bedarfsgegenstandes
  4. die Durchführung einer Aufgabe aus dem Gebiet der allgemeinen Botanik (Systematik, Anatomie und Morphologie mit Hilfe des Mikroskops).
- Anschließend daran wird eine wissenschaftliche mündliche Prüfung abgelegt. Diese erstreckt sich
1. auf die anorganische, organische und analytische Chemie unter Berücksichtigung der chemischen Zusammensetzung und der Inhaltsbestandteile der Lebensmittel und Bedarfsgegenstände
  2. auf die Herstellung und Beschaffenheit der Lebensmittel und Bedarfsgegenstände (Technologie)
  3. auf die allgemeine Botanik
  4. auf das Lebensmittelgesetz und das Lebensmittelrecht.

Die Dauer der Hauptprüfung erstreckt sich auf insgesamt drei Wochen, wenn die mündliche Prüfung unmittelbar auf die praktische Prüfung folgt.

Über die Zulassung des Kandidaten zur Prüfung entscheidet der Ausschuß für die Vor- und Hauptprüfung der Lebensmittelchemiker, dessen Vorsitzende durch den Minister des Innern berufen werden.

Die Prüfungsgebühren betragen DM 180,— und sind an die Universitätsquästur vor Eintritt in das erste Prüfungsfach zu zahlen.

(wird fortgesetzt)

# Übersicht über die Prüfungsordnungen

der Fachrichtungen sämtlicher Fakultäten an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main

## 2. Fortsetzung

### B. Promotionsordnung für die Philosophische Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Die Philosophische Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main verleiht den akademischen Grad eines Doktors der Philosophie (Dr. phil.) nur im normalen Promotionsverfahren nach ordnungsmäßigem Studium auf Grund einer vom Bewerber verfaßten und mit Genehmigung der Fakultät durch ihren Druck veröffentlichten wissenschaftlichen Abhandlung (Dissertation) und nach Ablegung einer mündlichen Prüfung (Rigorosum).

Das Gesuch um Zulassung zur Promotion ist an die Fakultät zu richten und dem Dekan persönlich einzureichen. Im Gesuch sind Titel der verfaßten Dissertation und die für die mündliche Prüfung gewählten Fächer (das Hauptfach und zwei Nebenfächer) anzugeben. Dem Gesuch sind beizulegen:

1. ein in deutscher Sprache abgefaßter Lebenslauf, der über den Bildungsgang des Bewerbers Aufschluß gibt. Er muß die Namen der Hochschullehrer enthalten, bei denen der Bewerber gehört hat.
2. das Reifezeugnis des Bewerbers.
3. den Nachweis eines ordnungsgemäßen und gründlichen Fachstudiums an der Philosophischen Fakultät einer deutschsprachigen Universität von mindestens acht Semestern, davon zwei an der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Durch Abgangszeugnis und Kollegbücher oder Verzeichnis der belegten Seminare, Übungen und Vorlesungen muß das ordnungsgemäße Studium in einem Hauptfach und mindestens zwei Nebenfächern nachgewiesen werden.
4. ein Führungszeugnis der zuständigen Universitätsbehörde oder, wenn der Bewerber über 3 Monate exmatrikuliert war, ein polizeiliches Führungszeugnis.
5. eine Erklärung darüber, ob und mit welchem Erfolg der Bewerber sich bereits einer anderen Doktorprüfung oder einer sonstigen Hochschul- oder Staatsprüfung unterzogen hat.

6. eine von ihm verfaßte Arbeit über ein selbstgewähltes Thema als Dissertation. Ihr Gegenstand muß einem in der Fakultät vertretenen Wissensgebiete entnommen sein. Die Abhandlung muß wissenschaftlich beachtenswert sein und die Fähigkeit des Bewerbers zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit und angemessener Darstellung erweisen. Die Sprache der Dissertation ist Deutsch oder Lateinisch. Über Zulassung anderer Sprachen entscheidet die Fakultät. Am Schlusse der Abhandlung hat der Bewerber anzugeben, welche Quellen und Hilfsmittel er für ihre Ausarbeitung fremder Hilfe bedient hat. Dieser Angabe ist die eidesstattliche Erklärung anzufügen, daß darüber hinaus keine weitere Beihilfe stattgefunden hat.

7. eine Erklärung darüber, ob die Arbeit schon einmal einer Fakultät oder einer anderen Stelle zur Prüfung vorgelegen hat und ob sie vorher ganz oder im Auszug veröffentlicht worden ist.

8. die vom Bewerber bisher im Druck veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten.

9. eine Erklärung, daß dem Bewerber die Promotionsordnung bekannt ist.

10. eine Quittung der Universitätsquästur über die eingezahlte Gebühr.

Lateinkenntnisse werden für die Promotion vorausgesetzt. Sind sie, wie die für bestimmte Fächer erforderliche Kenntnis des Griechischen, durch das Reifezeugnis oder durch eine anerkannte Ergänzungsprüfung nachzuweisen.

Über die Annahme des Gesuches entscheidet nach der Prüfung der eingereichten Unterlagen der Dekan auf Grund der Bestimmungen. Die Zurücknahme eines Promotionsgesuches ist nur so lange zulässig, als nicht durch eine ablehnende Entscheidung über die Dissertation das Promotionsverfahren beendet, eine Umarbeitungsfrist für die Abhandlung gestellt wurde oder die mündliche Prüfung begonnen hat.

Werden auf Grund der eingereichten Unterlagen die Vorbedingungen zur Zulassung eines Bewerbers vom Dekan als

erfüllt angesehen, so bestellt dieser die Gutachter zur Beurteilung der Dissertation, und zwar einen Referenten (in der Regel der Anreger der Arbeit) und einen Korreferenten. Beide Referenten legen der Fakultät ein begründetes Gutachten über die Dissertation vor. Die Fakultät kann die eingereichte Arbeit auf Vorschlag der Referenten zur Umarbeitung binnen einer bestimmten Frist zurückgeben, die ein Jahr nicht überschreiten soll und nur mit besonderer Genehmigung der Fakultät verlängert werden kann. Verstreicht die Frist, ohne daß die Arbeit von neuem eingereicht wird, so gilt damit die Doktorprüfung als nicht bestanden. Die abgelehnte Arbeit verbleibt mit allen Gutachten bei den Akten der Fakultät.

Nach Annahme der Dissertation durch die Fakultät wird der Bewerber zur mündlichen Prüfung zugelassen. Sie ist in der Regel binnen eines Jahres abzulegen. Den Termin setzt der Dekan nach Anhören des Bewerbers fest. Als Prüfungsfächer der Philosophischen Fakultät gelten diejenigen Fächer, für die ein planmäßiger Lehrstuhl besteht oder die in der planmäßigen Vertretung eines Faches als Untergebiete eingeschlossen sind. Nebenfächer müssen so gewählt werden, daß sie in einem sinnvollen Zusammenhang mit dem Hauptfache stehen und ein angemessenes Wissensgebiet sichern. Ungeeignete Zusammenstellungen kann die Fakultät ablehnen. Mit Genehmigung der Fakultät kann ein Nebenfach — in besonders begründeten Fällen auch zwei Nebenfächer — aus den anderen Fakultäten der Johann Wolfgang Goethe-Universität gewählt werden.

Die mündliche Prüfung dauert im Hauptfach mindestens eine Stunde, in den Nebenfächern im allgemeinen je eine halbe Stunde. In den historischen Hilfswissenschaften wird eine Stunde geprüft. Prüfer im Hauptfach ist regelmäßig der Anreger der Dissertation.

Das Ergebnis der mündlichen Prüfung wird in jedem Fach von dem Prüfer nach Rücksprache mit dem Beisitzer durch eine Note festgesetzt. Nach Abschluß der Prüfungen in den einzelnen Fächern berät der Prüfungsausschuß über das Gesamtergebnis. Wird die Prüfung im Ganzen als bestanden gewertet, so wird für sie auf Grund der Einzelnoten eine Gesamtnote mit den Prädikaten „rite“ (genügend), „cum laude“ (gut), „magna cum laude“ (sehr gut), „summa cum laude“ (ausgezeichnet) festgesetzt.

Hat der Bewerber die Prüfung nicht bestanden, so darf er sich zur Wiederholung der ganzen Prüfung nicht früher als nach Ablauf eines halben Jahres und nicht später als nach Ablauf zweier Jahre melden. Ausnahmen kann die Fakultät zulassen. Die Prüfung gilt als nicht bestanden, wenn bei einem Prüfer die Note „rite“ nicht erreicht wurde. War das Ergebnis nur in einem Fache nicht genügend, so kann der Dekan nach Anhören des Prüfungsausschusses die Wiederholung auf dieses Fach beschränken. Eine mehr als einmalige Wiederholung der Prüfung ist ausgeschlossen. Erscheint der Bewerber zu dem für die mündliche Prüfung angesetzten Termin nicht, so gilt die Prüfung als nicht bestanden.

Nach erfolgter Promotion hat der Bewerber seine Dissertation in der von der Fakultät genehmigten Form unter Berücksichtigung der gewünschten Änderungen drucken oder in einer anderen geeigneten Form vervielfältigen zu lassen. Auf dem Titelblatt ist die Genehmigung der Fakultät zu erwähnen, auf der Rückseite des Titelblattes sind die Namen der Berichterstatter und das Datum der mündlichen Prüfung anzugeben. Die Revisionsbogen der Dissertation sind dem ersten Referenten zur Erteilung der Imprimatur vorzulegen. Am Schluß der Dissertation ist ein kurzer Lebenslauf anzufügen. Innerhalb eines Jahres nach dem Bestehen der mündlichen Prüfung hat der Bewerber die vorgeschriebene Anzahl von 150 Pflichtexemplaren seiner Dissertation der Fakultät abzuliefern. Auf Antrag kann diese Frist in besonders begründeten Fällen verlängert werden. Versäumt der Bewerber die ihm gestellte Frist, so erlischt für die Fakultät die Verpflichtung zur Aushändigung des Diploms unter Verfall der Gebühren. Mit der Ablieferung der gedruckten Pflichtexemplare der Dissertation an die Fakultät sind die

Promotionsleistungen des Bewerbers erfüllt. Mit der Aus-  
händigung des Diploms gilt die Promotion als abgeschlossen  
und beurkundet. Von diesem Tage an beginnt das Recht zur  
Führung des Dokortitels.

Die Fakultät kann Grad und Würde des Doktors der Philo-  
sophie in Anerkennung hervorragender Verdienste um Wis-  
senschaft und Kunst ehrenhalber verleihen. Sie ist hierbei  
nicht an die Voraussetzungen der allgemeinen Promotions-  
ordnung gebunden. Die Ehrenpromotion muß mindestens  
von zwei Mitgliedern der engeren Fakultät beantragt werden  
und erfordert den einstimmigen Beschluß ihrer stimmberech-  
tigten Mitglieder. Sie erfolgt durch Überreichung des hier-  
über ausgefertigten Diploms, in dem die Verdienste des Pro-  
movierten hervorzuheben sind.

Die Gebühren für die Promotion betragen zur Zeit  
200,— DM. Sie werden mit Einreichung des Zulassungsan-  
trages fällig und sind bei der Universitätskasse für die Fakultät  
einzuzahlen. Wird die Abhandlung zurückgewiesen oder die  
mündliche Prüfung nicht bestanden, so wird dem Bewerber  
die Gebühr nicht zurückgezahlt. In Ausnahmefällen kann die  
Gebühr ermäßigt werden.

Zur Zeit sind in der Philosophischen Fakultät folgende  
Prüfungsfächer zugelassen:

- a) Philosophische:
- Philosophie
  - Pädagogik
  - Soziologie
- b) Philologische:
- Griechische Philologie
  - Lateinische Philologie
  - Deutsche Philologie
  - Englische Philologie
  - Romanische Philologie
  - Italienische Philologie
  - Spanische Philologie
  - Orientalische Philologie
  - Indogermanische Sprachwissenschaft
- c) Historische und sonstige:
- Alte Geschichte
  - Mittlere und neuere Geschichte
  - Historische Wissenschaften
  - Klassische Archäologie
  - Mittlere und neuere Kunstgeschichte
  - Musikwissenschaft
  - Islamische Geschichte und Kultur
  - Volkskunde
  - Völkerkunde
  - Geographie

Fächer, die in der Fakultät nicht durch einen planmäßigen  
Lehrstuhl vertreten sind, bedürfen als Prüfungsfach der An-  
erkennung durch die Fakultät.

Soll ein Nebenfach aus anderen Fakultäten der Universität  
Frankfurt a. M. gewählt werden, so entscheidet über die  
Zulässigkeit der Dekan nach Anhörung der Berichterstatter,  
bei zwei Nebenfächern die Fakultät. Voraussetzung für die  
Zulassung ist ein sinnvoller innerer Zusammenhang mit  
dem Hauptfach, den der Bewerber in seinem Gesuch zu-  
nächst selbst zu begründen hat.

Innerhalb der Philosophischen Fakultät gehören folgende  
Fächer zusammen:

- a) Griechische bzw. lateinische Philologie als Hauptfach zu  
lateinischer bzw. griechischer Philologie als Nebenfach;
- b) Spanische oder italienische Philologie als Hauptfach zu  
romanischer Philologie als Nebenfach;
- c) Indogermanische Sprachwissenschaft als Hauptfach zu  
Philologie einer indogermanischen Sprache als Neben-  
fach;
- d) Alte Geschichte als Hauptfach zu griechischer oder latei-  
nischer Philologie oder klassischer Archäologie als Ne-  
benfach;
- e) Historische Hilfswissenschaften als Hauptfach zu mitt-  
lerer und neuerer Geschichte als Nebenfach;
- f) Klassische Archäologie als Hauptfach zu griechischer  
oder lateinischer Philologie als Nebenfach;
- g) Mittlere und neuere Kunstgeschichte als Hauptfach zu  
klassischer Archäologie als Nebenfach;
- h) Musikwissenschaft als Hauptfach zu einer Philologie als  
Nebenfach.

Es dürfen von den Fächern:

- A) Philosophie, Soziologie, Pädagogik,
- B) Romanische, italienische, spanische Philologie,
- C) Alte Geschichte, mittlere und neuere Geschichte, histo-  
rische Hilfswissenschaften,

nur je zwei miteinander verbunden werden.

Über die Zusammenstellung der zu § 13 genannten Fächer  
mit solchen, die außerdem in der Philosophischen Fakultät  
gelehrt werden, entscheidet die Fakultät gleichzeitig mit deren  
Zulassung.

Bei Philosophie als Hauptfach ist es wünschenswert, daß  
eines der Nebenfächer aus den Hauptgebieten einer anderen  
als der Philosophischen Fakultät gewählt wird.

### Naturwissenschaftliche Fakultät

#### A. Diplom- und Staatsprüfungen

Die Naturwissenschaftliche Fakultät bildet für zahlreiche  
Berufe aus. Sie hat im allgemeinen keine festen Studienpläne,  
doch wird natürlich der Gang des Studiums durch die beab-  
sichtigten Zwischenprüfungen und Abschlußprüfungen be-  
stimmt.

Zur Zeit können in vollem Umfange die folgenden Fächer  
in der Naturwissenschaftlichen Fakultät studiert werden:  
Mathematik und angewandte Mathematik, experimentelle, an-  
gewandte und theoretische Physik, Biophysik, Meteorologie  
und Geophysik, physikalische Chemie, Chemie, pharmazeu-  
tische Chemie, Lebensmittelchemie, Mineralogie, Geologie  
und Paläontologie, Geographie, Botanik, Zoologie, Anthro-  
pologie, Psychologie und Geschichte der Naturwissenschaften.

Die Rückmeldung eines Studierenden in das siebente Se-  
mester wird nur gestattet nach Ablegung einer Zwischen-  
prüfung in drei Fächern. Diese Prüfung ist nicht nötig, wenn  
eine Diplomvorprüfung abgelegt ist. Die Vorprüfungen und  
die Zwischenprüfungen sollen sicherstellen, daß der Studie-  
rende in seinen ersten Semestern die Grundfächer seiner wis-  
senschaftlichen Ausbildung studiert hat. Die späteren Seme-  
ster sollen in erster Linie der besonderen Ausbildung in seiner  
gewählten Fachrichtung dienen. In vielen Fächern ist dabei  
eine weitgehende Freiheit in der Anlage des Studiums  
möglich.

Als Abschlußprüfungen kommen in Betracht die Prüfung  
für das Lehramt an höheren Schulen, Diplomprüfungen für  
Mathematiker, Physiker, Geophysiker und Meteorologen,  
Chemiker, Geologen, Geographen, Mineralogen und Psycho-  
logen, die pharmazeutische Staatsprüfung und die Prüfung  
für Lebensmittelchemiker. Die zuständigen Prüfungsämter  
sind aus dem Vorlesungsverzeichnis ersichtlich.

Für die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen gilt  
die Hessische Prüfungsordnung. Nach ihr genügt die Lehr-  
befähigung für die Oberstufe in zwei Fächern, wenn eines  
davon Mathematik ist. Sonst sind zwei Lehrbefähigungen für  
die Oberstufe und eine für die Mittelstufe und Unterstufe  
nötig. Prüfungsfächer sind: Erdkunde, Mathematik, Physik,  
Chemie und Biologie. Sie können auch mit Fächern der Philo-  
sophischen Fakultät oder Leibeseziehung verbunden werden.  
Die Lehramtsprüfung ist im allgemeinen frühestens nach acht  
Semestern möglich.

Die Diplomprüfungen gliedern sich in eine Vorprüfung,  
die im allgemeinen frühestens nach acht Semestern abgelegt  
werden kann. Zur Hauptprüfung gehört die Abfassung einer  
Diplomarbeit. Die Prüfungsgegenstände der Diplomprüfun-  
gen, sowie der Prüfungen für Lebensmittelchemie und Phar-  
mazie, sind stark durch Anforderungen in der späteren prak-  
tischen Tätigkeit der Mathematiker, Physiker und Chemiker  
usw. bestimmt. Die Prüfungsordnungen sind im wesentlichen  
die gleichen an allen westdeutschen Hochschulen.

#### 1. Diplomprüfung für Chemiker

Das Studium der Chemie war ursprünglich ein ganz freies  
Studium. Da eine staatlich anerkannte Abschlußprüfung nicht  
existierte, hatte es sich eingebürgert, das Studium mit der  
Doktorpromotion abzuschließen. Doch zeigte sich schon sehr  
früh, daß die Ausbildung der Studenten bis zum Beginn ihrer  
Doktorarbeit an verschiedenen Hochschulen sehr unterschied-  
lich war. Deshalb gründeten die Laboratoriumsvorstände an  
den deutschen Hochschulen den sogenannten „Verband der  
Laboratoriumsvorstände“, dessen Mitglieder sich verpflichten,  
keinen Studenten zu einer Doktorarbeit zuzulassen, der  
nicht ein genau festgesetztes Minimum an theoretischen

Kenntnissen und ausgeführten Experimentalarbeiten nach-  
weisen konnte.

Zu diesem Zwecke wurden die sogenannten „Verbands-  
prüfungen“ eingeführt, deren erste nach etwa 4 Semestern  
abgelegt wurde, nachdem die praktische Ausbildung in anor-  
ganischer Chemie, bestehend aus qualitativer, quantitativer  
und Maßanalyse sowie Anfertigung einiger anorganischer Prä-  
parate abgeschlossen war. Die mündliche Prüfung erstreckte  
sich auf eingehende Kenntnisse in der anorganischen Chemie  
und einen Überblick über den in der organischen Hauptvor-  
lesung vermittelten Wissensstoff. Die zweite Verbandsprüfung  
fand 3—4 Semester später statt, nachdem das organische Prak-  
tikum abgeschlossen war, in dem der Student eine größere  
Zahl organischer Präparate angefertigt und sich außerdem  
eine hinreichende Fertigkeit in der Ausführung organischer  
Analysen angeeignet hatte.

Um die Jahrhundertwende tauchte die physikalische Che-  
mie als neues Lehr- und Prüfungsfach auf, zu deren Verständ-  
nis eine gewisse mathematische Vorbildung erforderlich war.  
Außerdem wurden physikalisch-chemische Praktika einge-  
führt, an denen die Chemiestudenten teilnehmen mußten,  
zumal sie auch im Verbandsexamen in physikalischer Chemie  
geprüft wurden. Ein akademischer Grad wurde aber durch  
Bestehen der Verbandsprüfungen nicht erlangt.

Die Einführung der Verbandsprüfungen, die dem Chemie-  
studenten einen Überblick über die erlangten Kenntnisse und  
etwaige Lücken vermittelten, hat sich ausgezeichnet bewährt.  
Das wurde auch vom Reichskultusministerium anerkannt, als  
es im Jahre 1939 statt der Verbandsprüfungen die Diplom-  
prüfungen für Chemiker einführt, durch deren Bestehen der  
akademische Grad „Diplomchemiker“ erlangt wurde. Der  
Zweck dieser Bestimmung sollte es sein, das Chemie-Studium  
abzukürzen, weil damit gerechnet wurde, daß der Diplom-  
chemiker im allgemeinen unter Verzicht auf die Doktorpro-  
motion sein Studium abschließt.

Dieser Zweck ist nicht erreicht worden, sondern gerade das  
Gegenteil, weil ein großer Teil der chemischen Industrie sich  
weigert, die Diplomprüfung als den für eine Anstellung in  
der Industrie geeigneten Abschluß des Studiums anzusehen  
und nach wie vor die Promotion verlangt. Außerdem zeigte  
sich, daß die im Ministerialerlaß angegebenen Semesterzahlen  
so niedrig sind, daß sie zum Absolvieren eines ordnungs-  
mäßigen Studiums selbst bei den allerbesten Studenten nicht  
ausreichen, zumal der zu bewältigende Stoff in einer ständi-  
gen rapiden Zunahme begriffen ist.

In Frankfurt a. M. beginnt das Chemie-Studium, da ein  
Arbeitsplatz im chemischen Laboratorium wegen der immer  
noch herrschenden Überfüllung dem Anfänger frühestens nach  
einem Semester zugeteilt werden kann, mit dem Belegen der  
Grundvorlesungen: Chemie, Physik, Mathematik. Vom zwei-  
ten Semester an können die Anfänger-Vorlesungen in phy-  
sikalischer Chemie und Mineralogie sowie anorganisch-chemi-  
sche Spezialvorlesungen gehört werden. Außer diesen Vor-  
lesungen die jeder Chemiker gehört haben muß, kann der  
Studierende der Chemie je nach Richtung seines Interesses  
auch andere Vorlesungen belegen, z. B. aus dem Gebiete der  
Biologie, zumal wenn er daran denkt, bei der Promotion ein  
derartiges Fach als Nebenfach zu wählen.

Sobald der Studierende einen Arbeitsplatz im anorgani-  
schen Institut erhalten hat, beginnt die Experimentalarbeit,  
die hauptsächlich in der Durchführung von Analysen besteht.  
In Frankfurt am Main müssen 20 richtige qualitative Analy-  
sen gemacht werden und außerdem 12 einfache anorganische  
Präparate. Zwischendurch müssen kleine Zwischenprüfungen,  
sogenannte Kolloquien, abgelegt werden. Nach Abschluß des  
qualitativen Teils muß ein größeres Abschlußkolloquium über  
das ganze Gebiet abgelegt werden, bevor mit den quantita-  
tiven Arbeiten begonnen werden kann, neben denen einige  
Literaturpräparate nach Vorschriften aus der Originalliteratur  
anzufertigen sind. Auch hier müssen wieder einige Zwischen-  
kolloquien abgelegt werden. Zwischendurch müssen die An-  
fängerpraktika in physikalischer Chemie und Physik absol-  
viert werden. Die anorganischen Arbeiten lassen sich von  
tüchtigen Chemiestudenten in 4 Semestern erledigen.

Dann muß die Vordiplomprüfung in anorganischer Chemie,  
organischer Chemie, physikalischer Chemie und Physik ab-  
gelegt werden. Sie gilt als nicht bestanden, wenn in e i n e m

Fach die Note „ungenügend“ erteilt wurde. Die Prüfung darf  
in der Zeit zwischen 3 und 6 Monaten nach dem ersten Ter-  
min einmal wiederholt werden. Bei der Meldung zur Vor-  
diplomprüfung sind folgende Bescheinigungen dem geschäfts-  
führenden Vorsitzenden der Diplomprüfungs-Kommission  
vorzulegen:

1. Eine Darstellung des Lebens- und Bildungsganges des Be-  
werbers, in der anzugeben ist, ob und gegebenenfalls wel-  
chen Prüfungen sich der Bewerber bereits früher einmal  
unterzogen und zu welchen er sich bereits einmal gemeldet  
hat.
2. Praktikantenscheine, ausgestellt von den Vorständen der  
Institute für organische Chemie, physikalische Chemie und  
Physik.
3. Die Studienbücher als Nachweis über die besuchten Vor-  
lesungen.
4. Quittung der Universitätskasse über die eingezahlte Prü-  
fungsgebühr von DM 40,—.

Wenn ein Studierender nach Bestehen der Vordiplomprü-  
fung sein Studium vorschriftsmäßig im organisch-chemischen  
Institut fortsetzen will, macht sich zunächst wieder die Über-  
füllung störend bemerkbar, die zu einer Unterbrechung der  
experimentellen Ausbildung führen kann. Nach Erlangung  
eines Arbeitsplatzes beginnen die organisch-chemischen Ex-  
perimentalarbeiten, die hauptsächlich in der Anfertigung von  
organischen Präparaten bestehen, zunächst etwa 40 Präparate  
nach Vorschriften des überall eingeführten Lehrbuches von  
Gattermann-Wieland, dann 5—10 sogenannte Literaturprä-  
parate, die nach Angaben in wissenschaftlichen Originalarbei-  
ten durchgeführt sind. Analytische Untersuchungen werden  
zwischendurch eingelegt. Die gesamte Ausbildungszeit be-  
trägt hier etwa 3 Semester. In dieser Zeit ist auch der zweite  
Teil des physikalisch-chemischen Praktikums und, wenn es  
nicht schon früher geschehen war, das mineralogische Prak-  
tikum zu erledigen. Außerdem wird eine verfahrenstechnische  
Ausbildung dringend empfohlen, die sehr bald auch in Frank-  
furt obligatorisch werden dürfte, so wie die Diplomprüfungs-  
ordnung dies vorsieht.

Nachdem die auch in diesem Ausbildungsabschnitt einge-  
führten Kolloquien abgelegt sind, kann die Diplomarbeit be-  
ginnen. Der Studierende hat das Recht, sich den Hochschul-  
lehrer, unter dessen Leitung er die Arbeit durchführen will  
und der ihm das Thema stellt, selbst zu wählen. Zuständig  
sind sämtliche Hochschullehrer der anorganischen, der organi-  
schen und der physikalischen Chemie. Das Thema ist dem  
geschäftsführenden Vorsitzenden des Diplomprüfungs-Aus-  
schusses schriftlich zu melden und ist von ihm zu genehmigen.

Nach Beendigung der Diplomarbeit, zu der etwa 1—2 Se-  
mester benötigt werden, kann sich der Diplomand zur Prü-  
fung melden. Hierbei gelten folgende Vorschriften: Die  
Ablegung der Prüfung ist an einen bestimmten Zeitpunkt  
innerhalb des Studienjahres nicht gebunden. Das Zulassungs-  
gesuch ist schriftlich an den geschäftsführenden Vorsitzenden  
des Diplomprüfungs-Ausschusses zu richten. Beizufügen ist:

1. Das Zeugnis über die bestandene Vorprüfung.
2. Bescheinigungen über die bei der Vorprüfung noch nicht  
erledigten Praktika. Für Studierende, die an einer anderen  
Hochschule die Vorprüfung bestanden haben, sind auch  
sämtliche für die Vorprüfung verlangten Scheine vorzu-  
legen.
3. Zwei gleichlautende Exemplare der Diplomarbeit.
4. Die Studienbücher als Nachweis über die seit der Vor-  
prüfung belegten Vorlesungen.
5. Die Quittung der Universitätskasse über die Prüfungs-  
gebühr von DM 80,—.

Die mündliche Prüfung erstreckt sich über anorganische,  
organische und physikalische Chemie und wird vor den drei  
Mitgliedern des Diplomprüfungs-Ausschusses abgelegt. Das  
Fach, aus dessen Gebiet die Diplomarbeit angefertigt wurde,  
gilt als Hauptfach und wird eingehender geprüft, wobei der  
Hochschullehrer, der die Diplomarbeit geleitet hat, als Prüfer  
zugezogen wird, wenn er nicht sowieso dem Prüfungsaus-  
schuß angehört. Auch die Diplomprüfung darf im Falle des  
Nichtbestehens in e i n e m Prüfungsfach nur einmal wieder-  
holt werden. Ihr Bestehen verleiht dem Bewerber das urkund-  
lich bestätigte Recht, sich Diplomchemiker zu nennen.

# Freiheit für den Wohnungsmarkt

In der Wirtschaft der Bundesrepublik spielt der Wohnungsbau eine wichtige Rolle. Der Hausbesitz steht in der vordersten Reihe der Kriegsschadensobjekte. Es gibt keine genauen amtlichen Angaben darüber, aber es ist anzunehmen, daß die privaten Schätzungen nicht zu hoch greifen, wenn sie die Schäden mit 35 bis 45 Prozent des Gesamtwertes beziffern.

Bei einer genaueren Untersuchung über den Umfang und die Durchführung des Wohnraumbaus nach dem Krieg wird aber deutlich, daß seine Entwicklung in einem krassen Gegensatz zu den übrigen Wirtschaftsbereichen steht. In den ersten Jahren nach der Währungsreform war die Bautätigkeit für die Wohnbedürfnisse, bei einem jährlichen Investitionsbetrag von rd. 3 Mrd. DM, sehr schwach entwickelt. Von 1951 ab dehnte sie sich gewaltig aus, auf rd. 5,2 Mrd. DM und rd. 6 Mrd. DM nach den vorläufigen Schätzungen über das Jahr 1952. Dieses starke Anwachsen der in den Wohnbau investierten Kapitalien verdeckt aber das eigentliche wirtschaftliche Problem, nämlich den gestörten Zusammenhang zwischen dem Wohnbau und der übrigen Volkswirtschaft.

Bis in das Jahr 1950 hinein reichten weder die staatlichen Mittel zur Förderung aus noch die des privaten Baukapitals, das früher in erster Linie in den Kreisen der kleinen Geschäftsleute, Handwerker und Beamten aufgebracht wurde. Die Lebensversicherungen, die seit jeher einen großen Beitrag zum Wohnungsbau leisteten, mußten zunächst ihren Kundenkreis wiedergewinnen, und ebenso die Bausparkassen das nötige Anfangskapital sammeln. Verlockender war aber vor allem für die Versicherungsgesellschaften die industrielle Investierung ihrer Prämienüberschüsse. Für den dringenden Wohnungsbedarf sind also in erster Linie öffentliche Gelder verwandt worden, die nach der Konsolidierung der Bundes- und Länderhaushalte verfügbar wurden. Rund 45 Prozent aller Baukapitalien der letzten Jahre stammen aus den Haushaltsmitteln des Bundes, der Länder, Gemeinden und sonstiger öffentlicher Körperschaften.

Aber die öffentliche Hand gibt nicht nur Kredite; sie tritt durch die Gründung oder Beteiligung an bestehenden Wohnbaugenossenschaften als Unternehmer auf. Diese enorme Aktivität, die weit über alle frühere Wohnungsbaupolitik der Verwaltung hinausgeht, ist aber doch deren Folge, weil sie seit über dreißig Jahren mit einer wirtschaftlich ebenso unvernünftigen wie sozial ungerechten Behandlung des privaten Hausbesitzes verbunden ist.

113 : 219

Im Jahre 1922 wurde ein Reichsmietengesetz erlassen, das die 1914 ortsüblichen Mieten als Höchstpreis für Wohnräume erklärte, gleichviel, ob sie schon damals bestanden oder erst später gebaut waren. Der Marktpreis als Ausgleichsregler zwischen Angebot und Nachfrage wurde so ausgeschaltet. Wenn aber nach dem Reichsmietengesetz der Wohnraum, der in der Folgezeit erstellt wurde, zu frei vereinbarten Preisen vermietet werden durfte, so führte 1936 das „Gesetz zur Durchführung des Vierjahresplanes“ auch hierfür den Preisstop ein. Aber im Unterschied zu den sonstigen Maßnahmen der Zwangswirtschaft, wie etwa dem Lohnstop und dem Preisstop für Waren, die bald nach der Währungsreform wieder aufgehoben wurden, befindet sich der Mietenstop auch heute noch nahezu uneingeschränkt in Kraft. Eine echte Ausnahme macht nur der Neubau, der ohne staatliche Kredite oder Steuervergünstigungen finanziert ist. Lediglich neu fixiert ist dagegen der Mietensatz für den Althausbesitz, der im Vorjahr um 10 Prozent gegenüber dem Stand von 1914 erhöht werden durfte. Außerdem durften, nach Verordnungen von 1949/50, die Erhöhungen der Grundsteuer- und Hausgebühren seit Kriegsende auf die Mieter umgelegt werden. Das Statistische Bundesamt hat errechnet, daß dadurch der Mietenindex auf 113 (1938 = 100) gestiegen ist. Aber dieser Mehrbelastung steht für die Ernährung eine Erhöhung des Index auf 180, für Löhne sogar eine auf 204 gegenüber.

Wenn sie also auch dem Interesse der großen Mehrzahl der Mieter widerspricht, so läßt sich doch an Hand dieser Vergleichsziffern nicht leugnen, daß das in Wohnbauten investierte

Kapital in seiner Entfaltung mehr als anderes beschränkt wird, und daß diese Beschränkung nicht nur sozial ungerecht, sondern auch wirtschaftlich unvernünftig ist. Denn die Hausbesitzer müssen, um die Unkosten, darunter auch die Reparaturen, zu decken, zum Teil auf sämtliche Einnahmen aus dieser Quelle verzichten, die für manche als Rente das einzige Einkommen darstellt. Vergleicht man etwa den Mietindex (113) mit dem Bauindex (219), so liegen tatsächlich die Eingänge weit unter den Erhaltungskosten, was dann zwangsläufig zum Verfall der Häuser führt, die im Krieg unmittelbare Beschädigungen, häufig aber auch Erschütterungen erlitten, die umfangreiche Reparaturen nötig gemacht haben. Den Nutzen daraus haben aber wiederum gerade nicht die sogenannten sozial schwachen Kreise, also in erster Linie Flüchtlinge und Fliegergeschädigte, welche ihre alten Wohnungen verloren haben, so daß es auch nicht berechtigt ist, von einer sozialen Mietpolitik zu sprechen.

## Warum kein Baukapital entsteht

Aber dies Bild bedarf noch einer Vervollständigung durch den Vergleich zwischen den staatlichen Förderungen, welche die Industrie, und jenen, welchen der private Wohnbau erhalten hat. Das Anfang 1950 erlassene Wohnbaugesetz sieht folgende Arten der Förderung vor:

1. Einsatz öffentlicher Mittel.
2. Übernahme von Bürgschaften.
3. Steuervergünstigungen.
4. Bereitstellung von Bauland.

Diese Vorteile sind aber von einer Reihe von Auflagen abhängig gemacht. So darf die Grundfläche der Wohnungen 65 qm nicht überschreiten, und es werden Mieten festgesetzt, die 1,10 DM. pro qm nicht überschreiten dürfen, wenn öffentliche Mittel in Anspruch genommen werden. Wird der Baukostenzuschuß von der Steuer befreit, so darf die Miete 1,50 DM. pro qm nicht überschreiten, wird die Grundsteuer auf 10 Jahre erlassen, so darf nur die Miete erhoben werden, die zur Deckung der Kosten erforderlich ist, und die Wohnflächeneinheit wird begrenzt. Noch andere Beschränkungen bringen die Bereitstellung von Bürgschaften und von Bauland mit sich. Das bedeutet also, daß der Hausbau, der staatliche Vergünstigungen irgendwelcher Art in Anspruch nimmt, nur sehr schwer rentabel gestaltet werden kann, und daraus folgt in der Wirklichkeit wieder, daß ein beträchtlicher Teil der Kapitalien, der in früheren Zeiten den Wohnungsbau befördert hätte, Anlage auf rentableren Gebieten sucht. Und solche rentableren Objekte gibt es in nahezu sämtlichen anderen Bereichen der Wirtschaft, in der Industrie zumal, ohne daß bei ihnen die Steuervergünstigungen an Einschränkungen geknüpft wären, die sich auf die Rentabilität auswirken.

Daß der Staat heute 45 Prozent der Wohnbaufinanzierung — und das bedeutet beim Bund runde 40 Prozent, bei den Ländern sogar die Hälfte aller Ausgaben für Investitionen — übernimmt, ist also nicht die Folge mangelnder Privatkapitalien, sondern ist vielmehr durch eine bestimmte Kapitallenkung von Seiten des Gesetzgebers verschuldet. Das Kapital der öffentlichen Hand ist aber das des Steuerzahlers, von dessen Leistungen etwa 6 bis 7 Prozent auf das Konto der Wohnungswirtschaftspolitik kommen.

## Freigabe der Mieten

Um die starke Belastung des Staatshaushalts zu verringern, müssen die privaten Investoren wieder am Wohnungsbau interessiert werden. Das heißt aber nichts anderes als die Wohnungswirtschaft wieder rentabel gestalten und psychologische Hemmnisse, wie sie sich durch die überaus unglückliche Behandlung des alten Hausbesitzes eingestellt haben, beseitigen. Dazu gehört vor allem die Freigabe der Mieten in den Altwohnungen — sie kann durchaus schrittweise geschehen — sowie der Fortfall der einschneidenden Zwangsaufgaben für die Gewährung von Steuervergünstigungen erreichen. Erst, wenn auch auf dem Wohnungsmarkt der Preismechanismus wieder

wirksam wird, werden wir auch ein angemessenes Mietpreinsniveau finden. Die Erreichung dieses Zieles mag zwar anfängliche Härten bedingen, doch können diese in besonderen Fällen durch staatliche Mietbeihilfen gemildert werden, die den öffentlichen Haushalt ungleich geringer belasten als die Wohnbaufinanzierung.

Auf jeden Fall ist jetzt die Zeit gekommen, daß der Staat seine bisherige Wohnungswirtschaftspolitik verläßt und auch auf diesem Gebiet der sozialen Marktwirtschaft das Feld freigibt, der er schon viel früher andere Bereiche so konsequent und erfolgreich eröffnet hat. Auf diese Weise wäre nicht nur ein funktionsfähiger Wohnungsmarkt wieder geschaffen, sondern auch ein beachtlicher Beitrag zur Kapitalmarktentzerrung und Steuerreform geleistet.

Peter Götz

## „Studentenhausprobleme — gelöst?“

Durch Beiträge in den beiden letzten Nummern des DISKUS hatten die meisten Studenten Gelegenheit, sich über die Alternative „Studentenwerk“ oder „eingetragener Verein“ ihre Gedanken zu machen. Vielleicht steht der Gegensatz zwischen Senat und Studentenparlament so sehr im Vordergrund des Interesses, daß die Ansicht des Studentenwerkes noch gar nicht erörtert wurde. Denn das Studentenwerk ist ja gewissermaßen das Objekt einer solchen Umorganisation, vielleicht besser gesagt der Leidtragende einer größtenteils institutionsfremden Mehrarbeit, die bewältigt werden müßte. Ob dies ohne zusätzliche Kosten geleistet werden kann, ist bei der ständig wachsenden Zahl der Studierenden, die sich in der sozialen und medizinischen Betreuung und dem Anstieg der Zahl der Mensagäste deutlich zeigt, noch nicht abzusehen.

Es wäre müßig, manchen Unsachlichkeiten der bisherigen Diskussion nachzuspüren und sie auf das richtige Maß zurückzuführen. So läßt sich der von Herrn Schaffernicht in einer Zuschrift beklagte „Verlust ins Materielle“ durch einen allzu „gesunden Gastwirtsstandpunkt“ eigentlich dem Studentenhaus ebensogut wie dem Studentenwerk zur Last legen, denn beide müssen durch Vermietungen an Universitätsfremde ihren Etat zu verbessern suchen. Eine wirksame pädagogische und kulturelle Arbeit ist eben von ihren ökonomischen Voraussetzungen nicht zu trennen, auch ein selbständiger Verein muß haushalten und rechnen können. Der „Verlust ins Materielle“ ist also beiden juristischen Gestaltungsformen gemeinsam. Die Frage lautet jedoch: Wo sind bei den gegebenen ökonomischen Möglichkeiten die pädagogischen und kulturellen Aufgaben am besten aufgehoben? Das Studentenwerk kann diese Frage nicht beantworten, sie ist an den Senat, das Studentenparlament und vor allem an die Heimbewohner gerichtet.

Gewiß, das Studentenwerk war erfreut, vom Studentenparlament ein solches Zeichen des Vertrauens zu erhalten. Doch der Ausgang dieses Experimentes wäre sehr ungewiß — und wer kann ein Danaergeschenk voraussehen! Und ist diese uns angebotene Zweckallianz nicht schon vergessen, wenn das Parlament beispielsweise Klagen über das Mensa-Essen an uns heranträgt?

Ich möchte hiermit keine Skepsis verbreiten, aber vielleicht lassen sich die „Fronten“ etwas auflockern, wenn jeder einmal über die Fragwürdigkeit seines eigenen Standpunktes nachdenkt. Ein ermutigendes Zeichen war die Versammlung der Heimbewohner am 24. November. Vielleicht lag in dieser Diskussion der Anfang einer Verständigung aller Beteiligten. Sie wird — ich bin nun einmal so optimistisch — sicher bald zustande kommen, wenn folgende „Spielregeln“ eingehalten werden: Die Geschäftsführer der beiden Gremien müssen in der Diskussion schweigen; sie sind Interessenten, und von der Interessenlage her läßt sich keine objektive Klärung herbeiführen. Weiter müssen die an der Diskussion Beteiligten sich darüber verständigen, daß diese Erörterungen nur innerhalb unserer Universität stattfinden dürfen; der hilfeschende Blick nach staatlichen und städtischen Stellen, denen vielleicht gar die Rolle des Schiedsrichters aufzutragen, ist für das akademische Leben unvorstellbar.

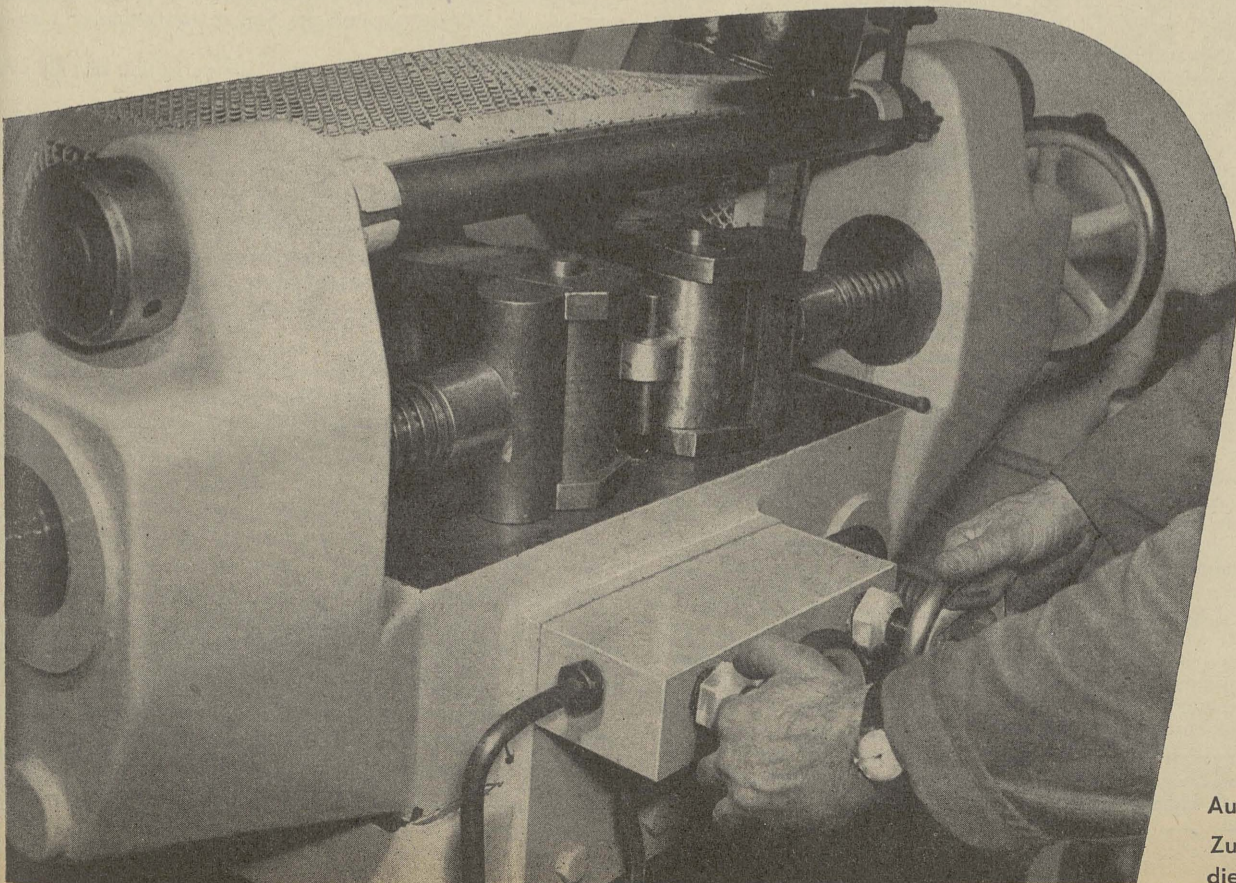
Das Studentenwerk wird in jedem Falle seine Initiative für die gemeinsame Aufgabe einsetzen.

Wilhelm Hick

## Naturwissenschaftliche Fakultät (Frankfurt)

Prof. Dr. Dr. Friedrich Dessauer hat seinen Wohnsitz nach Frankfurt a. M. zurückverlegt und nimmt seine Vorlesungen wieder auf.

Seine Vorlesung „Grundlagen naturwissenschaftlicher Erkenntnis“ (für alle Hörer aller Fakultäten) wird er halten: Freitags von 18 Uhr c. t. bis 20 Uhr (in Hörsaal H). Erste Vorlesung: Freitag, den 27. November 1953.



**KNAPSACK-GRIESHEIM  
AKTIENGESELLSCHAFT  
WERK GRIESHEIM-AUTOGEN  
FRANKFURT AM MAIN**

Aus „50 Jahre GRIESHEIM-Schweisstechnik“:

Zur Ermittlung der Verformbarkeit von Schweißverbindungen dienen Spezialbiegemaschinen

# Kasperle - und die großen Leute

Zur Uraufführung von Max Kommerells „Kasperlespiele für große Leute“ in Darmstadt

Wenn große Leute sich Kasperlespiele ansehen, werden sie meist kindisch oder altklug. Dies „oder“ aber ist trügerisch. Denn in den gegensätzlichen Gesten „Guck mal da!“ und „Da seht ihrs ja!“ verrät sich dasselbe Unbehagen am zauberhaften Spiel, das nichts sein will als Spiel und leichtsinnig-tiefsinnig jedem Sinn ein Schnippen schlägt. Wer wollte auch dem nicht eingelösten Traum der Kindheit, der längst in der Emphase des Erwachsenseins versteinerte, sich nochmals ausliefern — besonders dann, wenn dieser Traum eigens solchen verschrieben wird, die (zum Guten oder Argen) keine Kinder mehr sind?

Die Kritiker, die aus professionellen Gründen gezwungen waren, zur Uraufführung von Kommerells „Kasperlespielen für große Leute“ etwas Geistreiches zu bemerken, verbargen ihre Ratlosigkeit dem Ganzen gegenüber hinter Beifall für fast alle Einzelheiten der Inszenierung: ein Ulk, ein esoterischer Ausbruch, ein unwiederholbares Experiment — aber aus einer Fülle entzückender Mosaiksteinchen zusammengesetzt, die mit der stereotypen Anapher „da war . . .“ nachgeschmeckt werden. Das ergibt in der Summation eine reichhaltige Sammlung von Epitheta, an Treffsicherheit einem Abendpost-Horoskop gleich. Ihre asyndetische Reihung ist Symptom dafür, daß die beiden Kasperlespiele einer letzten Sinndeutung sich entziehen. Diese Aporie kommt jedenfalls der Wahrheit näher als die emsige Versicherung von Sellners Propagandachef im Programmheft, gerade die Sinnlosigkeit sei der höhere Sinn des Spiels und infantile Alogik das Allheilmittel für die in Rationalismus und Opportunismus festgefahrene Menschheit. Jedoch: So ihr nicht werdet wie die Kindlein — diese Bedingung gilt außer für den religiösen Bereich allenfalls noch für den feuilletonistischen. So leicht lassen die großen Leute sich nicht überlisten.

Gustav Rudolf Sellners artistische Regie hat nichts mit approbiertem Infantilismus gemein. Ihre Frage ist seit je: wie kann konstruktive Stilisierung auf der Bühne Ausdruckselemente beschwören? Sellner macht Schauspieler zu Puppen, Bühnenbilder zu Zeichen, Situationen zu Chiffren, Bewegung zu Tanz und die Bretter zum faszinierenden theatrum mundi, das im absoluten Regisseur seinen Gott hat. Noch kaum ein Text kam ihm so entgegen wie eben Kommerells Puppenspiele „Kasperle wird Einsiedler“ und „Die rote Hand“. Die Figuren einzeln zu beschreiben, hieße sie isolieren zu einmaligen Erscheinungen. Das sind sie nicht. Sie entstammen dem altherwürdigen Personal des Kasperletheaters, zu dem Erwachsene über 16 Jahren keinen Zutritt haben: Kasperle und seine Frau, König und Prinzessin, Chinesen und Zauberer, Tod und Teufel, das Krokodil Biribi usw. Alle erscheinen wohlvertraut und herrlich wie am ersten Tag, denn auch auf der großen Bühne bleiben sie Puppen, Automaten, Gliedermänner: sie sind geformt aus dem Stoff der Typenkomik

und hängen im Draht der absoluten Regie, die noch die kleinste Improvisation prädestiniert und mit Hilfe von Bühnenbild und Musik aus Jahrmarktzauber und Stilisierung, aus Komödiantentum und Abstraktion ein Gebilde webt, das peinlich an ein dilettantisches Gesamtkunstwerkchen gemahnen müßte, wenn es nicht vielmehr wie dessen Verspottung sich gebärdete.

Die Momente der Parodie und Ironie sind es, die die Kasperlespiele erst für große Leute genießbar machen, aber gerade auch dem Larifaricharakter dieser Spiele in den Rücken fallen. Wenn bald offen, bald versteckt berühmte Weisheiten von Philosophen und Theologen, Propheten und Poeten persifliert werden, beginnt der Nichteingeweihte zu grübeln, der Eingeweihte aber reibt sich geistig die Hände und entwischt dabei ins Reich der Bildungsreminiszenzen. Wozu aber der ganze zauberhafte Aufwand, wenn man ihm doch entschlüpf? Die Magie des Puppentheaters duldet kein escape. Jede Marionette will in ihrer Grazie und Grausamkeit, gerade weil sie sich nicht selbst bewegt, nichts als sie selbst sein. Und auch die Figuren der commedia dell'arte, deren Erneuerung Kommerell hier versuchte, waren in ihrer strengen Typik, Gestik und Mimik eindeutig festgelegt — sie hingen in den Drähten einer festen gesellschaftlichen Ordnung. Harlekin hatte z. B. im komischen Alten im Dottore den Gegenstand, an dem sein tölpelhaft-pfiffiger Witz sich entfalten konnte. Erst um 1800 siegte in Süddeutschland die Charakterkomik, und mit ihr wurde Kasperle auf den Jahrmarkt abgeschoben. Die Welt der Kinder kennt keine Charaktere.

Bei Kommerell sind die Typen gewahrt, suchen aber dauernd sich zu transzendieren durch Wortwitz und parodierende Zitate, die viel zu geistreich und einmalig sind, als daß sie noch als zanni bezeichnet werden könnten. Das Wort bekommt dadurch oft Übergewicht über die Gestik und verrät hinter Kostüm und Maske etwas der Puppe Fremdes. Somit verlieren auch die einzelnen Episoden ihre Selbstverständlichkeit und unmittelbare Zeichenhaftigkeit; sie können nicht mehr isoliert aneinander gereiht werden, sondern verlangen nach gedanklicher Verknüpfung, die oft schwierig nachvollziehbar ist, besonders wenn größere Streichungen nötig werden wie am Ende der „Roten Hand“. Im Bemühen, die Handlung (die es im Grunde gar nicht gibt) möglichst deutlich zu machen, passierte hier der Regie ein Lapsus: die Ansprache Kasperls von der schwebenden Hand herab über das Thema „Seid saumselig!“ wurde zum langatmigen Morale eines Besserungsstückes, die zauberhaften Ereignisse mußten daneben zu den etwas banalen Operationen einer Maschinenkomödie verblasen.

Was also wollen diese Kasperlespiele für große Leute? Sind sie höherer Blödsinn oder Evangelium oder groteskes Experiment? Ihre Problematik ist ihre Legitimation.

Beim Kinde bedeutet die Identifikation mit Kasperle und seinem Gefolge gesunden Sadismus, nämlich Rache an der Welt der Erwachsenen und deshalb promesse de bonheur. Den großen Leuten aber ist die Identifikation versagt, sie wäre krankhafter Masochismus. Ihre Kasperlespiele müssen jedes Versprechen für die Zukunft schuldig bleiben. Sie wollen nicht dazu helfen, den Traum der Kindheit (den es nie gegeben hat) weiterzuträumen, vielleicht aber, den Zustand der Kindheit als Bestandteil des eigenen Erwachsenseins wiederzuentdecken. Der Sinn dieser Spiele ist Verzauberung. Aber der Zauber ist brüchig — wie dürfte es in einer entzauberten Welt anders sein? Er versagt im Voraus alle Hoffnung auf eine mögliche Erfüllung in der Wirklichkeit; doch gibt er der Wirklichkeit das Ihre. Das ist seine Wahrheit. K. M. Michel

Leserzuschrift:

## Kriterium

Zur „Notwendigkeit und Unauswechselbarkeit der Worte im Gedicht“ schreibt Walter Höllerer im November-Heft des DISKUS: „In einem guten Gedicht, ob es nun in einem festen Metrum oder ob es freirhythmisch gestaltet ist, hat jedes, auch das kleinste Wort, seinen Platz und ist ein integrierender, unauswechselbarer Bestandteil des Klangleibs, der rhythmischen Bewegung, des Bildkosmos und des Sinnzusammenhangs, also des Gedicht-Conceptums.“

Dazu möchte ich von einem Erlebnis berichten, das als praktische Bestätigung dienen kann:

In die russische Kriegsgefangenschaft hatte ich als einziges Buch eine Anthologie deutscher Gedichte gerettet (Katharina Kippenbergs Sammlung im Insel-Verlag), das lange Zeit meine einzige geistige Nahrung bildete. Jeden Morgen vor dem Ausrücken zur Außenarbeit las ich mir irgendein wahllos herausgegriffenes Gedicht aus dieser von der Frühzeit bis zu Trakl reichenden Anthologie ein paarmal durch, und den Tag über memorierte ich es (mitnehmen konnte ich das stets versteckt gehaltene und sorgfältig vor „Fitzungen“ gehütete Buch nicht). Ab und zu fehlte dann ein Wort, meist eines, das wenig entscheidend erschien. Ich hatte während der Arbeit geistige Mühe genug zu Rekonstruktionsversuchen so lange, bis ich glaubte, die Lücke richtig gefüllt zu haben, oder den Versuch aufgeben mußte. Abends nach der Heimkehr prüfte ich nach: Bei den schwächeren Gedichten hatte sich oft ein Ersatzwort gefunden, das „ebenso gut ging“, bei den qualitativ starken war entweder die Lücke geblieben oder das Suchen hatte schließlich zum richtigen Wort geführt. Diese Erfahrung wurde mir zum Kriterium.

Moritz Hauptmann

Ziel hinaus, indem er den Charakter der naturwissenschaftlichen Theorie als heuristisches Prinzip nicht erkennen will. Andererseits verfällt er selbst in den gezeigten Fehler, wenn er die im ersten Kapitel abgehandelten „Tatsachen“ zur Basis seiner erkenntnistheoretischen Betrachtungen macht, ohne zu beachten, daß diese „Tatsachen“ ebenso außerhalb unserer Beobachtungsebene liegen, wie die von ihm angezweifelte Dinge.

Trotz dieser methodischen Fehler bleibt doch das eindringliche Menetekel vor der kompromißlosen Überführung transzendenter Wertfunktionen in den Bereich des Geistigen, das ein Mehr an wissenschaftlicher Ethik notwendig macht.

W. Schaffernicht

## Der Geist in der Defensive

Die rationalistische, auf dem menschlichen Verstand gründende Weltanschauung entwand sich im Sinne der integrierenden exakten Naturwissenschaft mehr und mehr der Einflußnahme des irrationalen göttlichen Prinzips und kreierte einen Verstandeskult, der sich in einem blinden Glauben an den menschlichen Geist ausdrückt, exemplifiziert durch die a-priorische Annahme einer ordo naturalis und der Stetigkeit, also der Annahme von Prinzipien, deren Ursprung im Rationalen zu finden kein Anzeichen besteht.

In den letzten fünfzig Jahren sind wissenschaftliche Theorien in Frage gestellt worden, die ihrerseits bereits wieder dogmatische Wesenszüge angenommen hatten. Diese Erkenntnisse haben eine allgemeine Verwirrung in der Wissenschaft nach sich gezogen, die das bisherige Maß der Selbstsicherheit um ein Erhebliches reduziert hat. Die aufgekommene Zweifel an der Allmacht des Verstandes aber bergen in sich die Chance einer determinativen Neuordnung, die es zu nutzen gilt.

Pierre Lecomte de Noty geht in seinem Buch: „Der Mensch vor den Grenzen der Wissenschaft“ von dieser Hoffnung aus und versucht, den Wahrheitsgehalt der wissenschaftlichen Thesen zu bestimmen, um sich dergestalt aus der Krise des Determinismus zu lösen.

Er läßt seine Untersuchungen auf der Tatsache der nur statisch zu erfassenden subatomaren Welt basieren und geht mit den hier gewonnenen Definitionen die wissenschaftlichen Methoden (Analyse, Synthese, Intrapolation, Extrapolation) mit vitaler, ja überschneidender Konsequenz an. In jedem Kapitel wird die Notwendigkeit einer ständigen Kritik an der Kompetenz der wissenschaftlichen Denkanahmen deutlicher.

Eine der bestechendsten Warnungen vor dem wissenschaftlichen Dogmatismus wird an Hand des Entropiesatzes ausgesprochen. Lecomte behauptet, daß die schon von Helmholtz und Gibbs beachteten Schwankungen, die nach dem Erreichen der maximalen Entropie auftreten, bei den Größenordnungen der kleinsten lebenden Zellen schon außerhalb des Bereichs der statistischen Gesetze liegen und durchaus in Richtung umkehrbarer Prozesse wirken können. Er läßt damit Zweifel an der unbeschränkten Gültigkeit selbst des umfassendsten und wohl gesichertsten aller Gesetze aufkommen.

Unter diesem Aspekt bescheidet er sich mit dem sokratischen scio, nesciam und verwahrt sich gegen die These ad veritatem per scientiam. „Unsere wissenschaftliche Wahrheit liegt lediglich darin, daß wir die Reihenfolge bestimmter Gruppen von Vorgängen auf Grund der Empirie vorherzusagen vermögen, ohne diese eigentlich zu verstehen.“ Die Faktoren, die das Naturgeschehen bestimmen, liegen größenordnungsmäßig außerhalb unserer Beobachtungsebene und können nur durch ihre Wirkung indirekt empfunden werden. Verstehen können wir nur das, was der Geist geschaffen hat, so die Mathematik. Das Gegebene kann nur gedeutet werden. Und in den Deutungen liegt die Gefahr einer wissenschaftlichen Mystik, die dem Sinn der reinen Naturwissenschaft diametral entgegensteht.

Wengleich im gegenwärtigen Stadium der Erkenntnisse dem Anliegen Lecomtes in steigendem Maße Rechnung getragen werden muß, schließt er doch in seiner Argumentation weit über das

\*) L. de Noty: „Der Mensch vor den Grenzen der Wissenschaft“. Kilpper-Verlag Stuttgart, Gln. 13,50 DM, 280 Seiten.

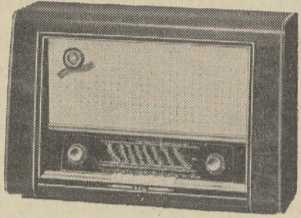
AEG

3  
neue UKW  
Super

AEG Super 2053

Der klingvolle  
Druckstasten-Heimsuper  
mit Ferritstabantenne  
9 UKW-Kreise · 7 Röhren  
Schwungradantrieb  
Getrennte  
UKW-Abstimmung  
Kurzwellenlupe  
Edelholzgehäuse

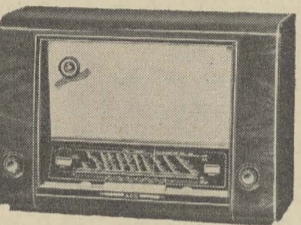
Wechselstrom DM 299,—  
Allstrom DM 309,—



AEG Super 2073

Ein Orchester-Super  
mit hoher UKW-Leistung  
und 2 Lautsprechern  
11 UKW-Kreise · 8 Röhren  
Drehbare Ferritantenne  
Höhen- u. Tiefenregelung  
5-Watt-Endstufe  
Bandbreitenregelung

Wechselstrom DM 599,—  
Allstrom DM 414,—



AEG Super 2083

Das Gerät  
der Spitzenklasse  
mit HF-Vorstufe  
und 3 Lautsprechern  
11 UKW- · 9 Rundfunkkreise  
9 moderne Röhren  
Drehbare Ferritantenne  
8 Watt Sprechleistung  
Trennschärfe 1:4000

Wechselstrom DM 520,—



AEG  
RUNDFUNKGERÄTE 1953/54  
Man muß sie hören!

ALLGEMEINE ELEKTRICITÄTS-GESellschaft

## Führerschein-Erwerb

in Frankfurt am Main auf Volkswagen-Export.

Auskunft für Interessenten täglich außer sonntags  
abends in der Zeit von 12—12.30 Uhr am Schulwagen  
vor dem Studentenhaus, oder rufen Sie  
3 26 40 bzw. 1 28 26 an.

Fahrschule H. SCHÄFERS, Frankfurt-M.

Gebeschußstraße 15



Strichätzungen

Farbätzungen

Autotypien

Galvanos

Rotaprintfolien

Matern · Stereos

RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT / M  
Mainzer Landstraße 216  
Ruf 34672

PhotoRahn

DAS GROSSE PHOTOHAUS

in Frankfurt am Main - Kaiserstraße 55

Telefon: 3 23 23 und 3 28 38

# Nicht nur zur Weihnachtszeit

VON HEINRICH BÖLL

Die Sinnentleerung des Weihnachtsbrauchtums, durch geschäftstüchtige Spekulanten geradezu organisiert, begründet Heinrich Böll in der sturen Konvention der Familie selbst, die er mit scheinbar monotoner Sachlichkeit in seiner überspitzt-satirischen Erzählung vom kontinuierlichen Weihnachtsfest entlarvt. Die pathologische Seligkeit der Tante beim „Frieden“-Gezierpe des Maschinenengels, der Ersatz der Teilnehmer durch engagierte Statisten, die entwurzelnden Wirkungen auf Onkel, Vetter und Kusine, die erotisch verlottern oder in Kommunismus machen, verdeutlichen zugleich die groteske Maske der Nachkriegsgesellschaft. Wir bringen hier einige Auszüge aus dem im Studio Frankfurt in der Frankfurter Verlagsanstalt erschienenen Werk (1952, 57 S. DM 3,60).

Tante Milla war in der ganzen Familie von jeher wegen ihrer Vorliebe für die Ausschmückung des Weihnachtsbaumes bekannt, eine harmlose, wenn auch spezielle Schwäche, die in unserem Vaterland ziemlich verbreitet ist. Ihre Schwäche wurde allgemein belächelt, und der Widerstand, den Franz von frühester Jugend an gegen diesen „Rummel“ an den Tag legte, war immer Gegenstand heftiger Entrüstung, zumal Franz ja sowieso eine beunruhigende Erscheinung war. Er weigerte sich, an der Ausschmückung des Baumes teilzunehmen. Das alles verlief bis zu einem gewissen Zeitpunkt normal. Meine Tante hatte sich daran gewöhnt, daß Franz den Vorbereitungen in der Adventszeit fernblieb, auch der eigentlichen Feier, und erst zum Essen erschien. Man sprach später nicht mehr darüber.

Auf die Gefahr hin, mich unbeliebt zu machen, muß ich hier eine Tatsache erwähnen, die wirklich eine ist. Ganz kurz sei darauf hingewiesen, daß wir in den Jahren 1939 bis 1945 Krieg hatten. Im Krieg wird gesungen, geschossen, geredet, gekämpft, gehungert und gestorben — und es werden Bomben geschmissen, lauter unerfreuliche Dinge, mit denen ich meine Zeitgenossen in keiner Weise langweilen will. Ich muß sie nur erwähnen, weil der Krieg auch Einfluß auf die Geschichte hat, die ich erzählen will. Denn der Krieg wurde von meiner Tante Milla nur registriert als eine Macht, die schon Weihnachten 1939 anfang, ihren Weihnachtsbaum zu gefährden. Allerdings war ihr Weihnachtsbaum von einer besonderen Sensibilität.

Die Hauptattraktion am Weihnachtsbaum meiner Tante waren gläserne Zwerge, die in ihren hoherhobenen Armen einen Korkhammer hielten, und zu deren Füßen glockenförmige Ambosse hingen; unter den Fußsohlen der Zwerge waren Kerzen befestigt, und wenn ein gewisser Wärmegrad erreicht war, geriet ein verborgener Mechanismus in Bewegung, eine hektische Unruhe teilte sich den Zwergenarmen mit, und sie schlugen wie irr mit ihren Korkhämmern auf die glockenförmigen Ambosse und riefen so — ein Dutzend an der Zahl — ein konzertantes, elfenhaft feines Gebimmel hervor. Und an der Spitze des Tannenbaumes hing ein silbrig gekleideter rotwangiger Engel, der in gewissen Abständen seine Lippen voneinander hob und „Frieden“ flüsterte, „Frieden“. Das mechanische Geheimnis dieses Engels ist konsequent gehütet worden und mir heute noch nicht bekannt, obwohl ich nun fast wöchentlich Gelegenheit gehabt habe, ihn zu bewundern. Außerdem gab es am Tannenbaum meiner Tante natürlich Zuckerringel, Gebäck, Engelhaar, Marzipanfiguren und — nicht zu vergessen — Lametta, und ich weiß noch, daß die sachgemäße Anbringung des vielfältigen Schmuckes erhebliche Mühe kostete, die Beteiligung aller forderte — und die ganze Familie am Weihnachtsabend vor Nervosität keinen Appetit hatte, die Stimmung dann — wie man so sagt — einfach gräßlich war — ausgenommen meinen Vetter Franz, der an diesen Vorbereitungen ja nicht teilgenommen hatte, und als einziger Braten und Spargel, Sahne und Eis in sich hineinlöffelte. Kamen wir dann am zweiten Weihnachtstag zu Besuch und wagten die kühne Vermutung, das Geheimnis des sprechenden Engels beruhe auf demselben Mechanismus, der gewisse Puppen veranlaßt „Mama“ oder „Papa“ zu sagen, so ernteten wir nur höhnisches Gelächter. Nun wird man sich denken, daß in der Nähe fallende Bomben einen solch sensiblen Baum aufs höchste gefährdeten. Es kam zu schrecklichen Szenen, wenn die Zwerge vom Baum gefallen waren, einmal stürzte sogar der Engel. Meine Tante war untröstlich. Sie gab sich unendliche Mühe, nach jedem Luftangriff den Baum komplett wieder herzustellen, ihn wenigstens während der Weihnachtszeit zu erhalten. Aber schon im Jahre 1940 war daran nicht mehr zu denken. Wieder auf die Gefahr hin, mich sehr unbeliebt zu machen, muß ich hier kurz erwähnen, daß die Zahl der Luftangriffe auf unsere Stadt tatsächlich erheblich war, von ihrer Heftigkeit ganz zu schweigen. Jedenfalls wurde der Weihnachtsbaum meiner Tante ein Opfer — von anderen Opfern zu sprechen verbietet mir der rote Faden — der modernen Kriegsführung; fremdländische Ballistiker löschten seine Existenz vorübergehend aus. Offen gesagt, wir hatten alle Mitleid mit unserer Tante, die wirklich eine reizende und liebenswürdige Frau war, außerdem schön, eine Kombination von vielen positiven Eigenschaften. Es tat uns leid, daß sie nach harten Kämpfen, endlosen Disputen, nach Tränen und Szenen sich bereiterklären mußte, für Kriegsdauer auf ihren Baum zu verzichten.

Es war im Januar 1947, Kälte herrschte draußen, das Volk klagte über Hunger, aber bei meinem Onkel war es warm, und es herrschte kein Mangel an Eßbarem. Und als die Lampen gelöscht, die Kerzen angezündet waren, als die Zwerge anfangen zu hämmern, der Engel „Frieden“ flüsterte, „Frieden“, fühlte ich mich lebhaft zurückversetzt in eine Zeit, von der ich angenommen hatte, sie sei vorbei.

Immerhin, dieses Erlebnis war, wenn auch überraschend, so doch nicht außergewöhnlich. Außergewöhnlich war, was ich drei Monate später erlebte. Meine Mutter — es war Mitte März geworden — hatte mich hinübergeschickt, nachzuforschen, ob bei Onkel Franz „nichts zu machen“ sei. Es ging ihr um Obst. Ich schlenderte in den benachbarten Stadtteil — es war schon Frühling — die Luft war mild, es dämmerte — ahnungslos schritt ich an bewachsenen Trümmerhalden und verwilderten Parks vorbei, öffnete das Tor zum Garten meines Onkels, als ich plötzlich bestürzt stehen blieb. In der Stille des Abends war sehr deutlich zu hören, daß im Wohnzimmer meines Onkels gesungen wurde. Singen ist eine gute deutsche Sitte, und es gibt der Frühlingslieder eine Menge — hier aber hörte ich deutlich:

„holder Knabe im lockigen Haar . . .“

Ich muß gestehen, daß ich verwirrt war. Ich ging langsam näher, wartete das Ende des Liedes ab. Die Vorhänge waren zugezogen, ich beugte mich zum Schlüsseloch. In diesem Augenblick drang das Gebimmel der Zwergenglocken an mein Ohr, und ich hörte deutlich das Flüstern des Engels.

Ich hatte nicht den Mut einzudringen und ging langsam nach Hause zurück. In der Familie rief mein Bericht allgemeine Belustigung hervor. Aber erst als Franz auftauchte und uns Näheres berichtete, erfuhren wir, was geschehen war:

Um Mariae Lichtmeß herum, zu der Zeit also, wo man in unseren Landen die Christbäume plündert, sie dann auf den Kehricht wirft, wo sie von nichtsnutzigen Kindern aufgefingert, durch Asche und sonstigen Unrat geschleift und zu mancherlei Spiel verwendet werden, um Lichtmeß herum war das Schreckliche geschehen. Als mein Vetter Johannes am Abend des Lichtmeßtages, nachdem ein letztes Mal der



Zeichnung: Inge Becker

Baum gebrannt hatte, begann, die Zwerge von den Klammern zu lösen, fing meine bis dahin so milde Tante aufs jämmerlichste zu schreien an, und zwar so heftig und plötzlich, daß mein Vetter erschrak, die Herrschaft über den leise schwankenden Baum verlor, und schon war es geschehen: es klirrte und klingelte: Zwerge und Glocken, Ambosse und Spitzenengel, alles stürzte hinunter, und meine Tante schrie.

Sie schrie fast eine Woche: Neurologen wurden herbeitelegraphiert, Psychiater kamen in Taxen herangerast — aber alle — auch Kapazitäten — verließen achselzuckend — ein wenig erschreckt auch — das Haus wieder.

. . . Franz machte sich besonders unbeliebt, weil er riet, einen regelrechten Exorzismus anzuwenden. Der Pfarrer schalt ihn, die Familie war bestürzt über seine mittelalterlichen Anschauungen, der Ruf seiner Brutalität überzog für einige Wochen seinen Ruf als Faustkämpfer.

Inzwischen wurde alles versucht, meine Tante aus diesem Zustand zu erlösen: sie verweigerte die Nahrung, sprach

nicht, schlief nicht — man wandte kaltes Wasser an, heißes — Fußbäder, Wechselbäder; die Ärzte schlugen in Lexika nach, suchten nach dem Namen des Komplexes, fanden ihn nicht. Und meine Tante schrie. Sie schrie solange, bis mein Onkel Franz — dieser wirklich herzengute Mensch — auf die Idee kam, einen neuen Tannenbaum aufzustellen.

Franz erzählte uns, daß in der ganzen Familie eine krankhafte Spannung geherrscht habe, als endlich am 12. Februar die Tannenbaumausrüstung wieder vollständig war. Die Kerzen wurden entzündet, die Vorhänge zugezogen, meine Tante aus dem Krankenzimmer herübergebracht, und man hörte unter den Versammelten nur hysterisches Schluchzen und ebenso hysterisches Kichern. Der Gesichtsausdruck meiner Tante milderte sich schon im Kerzenschein, und als die Wärme der Kerzen den richtigen Grad erreicht hatte, die Glasburschen wie irr anfangen zu hämmern, schließlich auch der Engel „Frieden“ flüsterte, „Frieden“, ging ein wunderschönes Lächeln über ihr Gesicht, und kurz darauf stimmte die ganze Familie erleichtert das Lied „O Tannenbaum“ an. Um das Bild komplett zu haben, hatte man auch den Pfarrer eingeladen, der ja üblicherweise den Heiligen Abend bei Onkel Franz zu verbringen pflegte, auch er lächelte, auch er war erleichtert und sang mit.

Was kein Test, kein tiefenpsychologisches Gutachten, kein fachmännisches Aufspüren verborgener Traumata vermocht hatte: das fühlende Herz meines Onkels hatte das Richtige getroffen. Die Tannenbaum-Therapie dieses herzenguten Menschen hatte die Situation gerettet.

. . . Aber am Abend darauf, als die Dämmerstunde nahte, saß mein Onkel zeitungslasend neben seiner Frau unter dem Baum, als diese plötzlich sanft seinen Arm berührte und zu ihm sagte: „So wollen wir denn die Kinder zur Feier rufen, ich glaube, es ist Zeit.“

Mein Schwager Karl fing an, sich heimlich mit Auswanderungsbüros in Verbindung zu setzen. Das Land seiner Träume mußte besondere Eigenschaften haben: es durften dort keine Tannenbäume gedeihen, deren Import mußte verboten oder durch hohe Zölle unmöglich gemacht sein; außerdem — das seiner Frau wegen — mußte dort das Geheimnis der Spekulationsherstellung unbekannt sein, und das Singen deutscher Weihnachtslieder einem gesetzlichen Verbot unterliegen. Karl erklärte sich bereit, harte körperliche Arbeit auf sich zu nehmen.

Inzwischen sind seine Versuche vom Fluche der Heimlichkeit befreit, weil sich auch in meinem Onkel eine vollkommene und sehr plötzliche Wandlung vollzogen hat. Diese geschah auf so unerfreulicher Ebene, daß wir wirklich Grund hatten, zu erschrecken. Dieser biedere Mensch, von dem ich nur sagen kann, daß er ebenso hartnäckig wie herzengut ist, wurde auf Wegen beobachtet, die einfach unsittlich sind, es auch bleiben werden, solange die Welt besteht. Es sind von ihm Dinge bekanntgeworden, auch durch Zeugen belegt, auf die nur das Wort „Ehebruch“ angewandt werden kann. Und das Schrecklichste ist, er leugnet es schon nicht mehr, sondern stellt für sich den Anspruch, in Verhältnissen und unter Bedingungen zu leben, die moralische Sondergesetze berechtigt erscheinen lassen müßten.

. . . Er war auch der erste, der die gräßliche Idee hatte, sich von einem Schauspieler bei der abendlichen Feier vertreten zu lassen. Er hatte einen arbeitslosen Bonvivant aufgetrieben, der ihn vierzehn Tage lang so vorzüglich nachahmte, daß nicht einmal seine Frau die ausgewechselte Identität bemerkte. Auch seine Kinder merkten es nicht. Es war einer der Enkel, der während einer kleinen Singepause abends plötzlich in den Ruf ausbrach: „Opa hat Ringelsocken an“, wobei er triumphierend das Hosenbein des Bonvivants hochhob. Für den armen Künstler muß diese Szene schrecklich gewesen sein, auch die Familie war bestürzt, und, um Unheil zu vermeiden, stimmte man, wie so oft schon in peinlichen Situationen, schnell ein Lied an. Nachdem die Tante zu Bett gegangen war, war die Identität des Künstlers schnell festgestellt. Es war das Zeichen zum fast völligen Zusammenbruch.

Nach der Entlarvung des Bonvivants kam es zu einer regelrechten Meuterei, deren Folge ein Kompromiß war: Onkel Franz hatte sich bereiterklärt, die Kosten für ein kleines Ensemble zu übernehmen, das ihn, Johannes, meinen Schwager Karl und Lucie ersetzt, und es ist ein Abkommen getroffen worden, daß immer einer von den Vieren im Original an der abendlichen Feier teilzunehmen hat, damit die Kinder in Schach gehalten werden. Der Prälat hat bisher nichts von diesem Betrug gemerkt, den man keineswegs mit dem Adjektiv fromm wird belegen können. Abgesehen von meiner Tante und den Kindern ist er die einzige originale Figur bei diesem Spiel.

Es ist ein genauer Plan aufgestellt worden, der in unserer Verwandtschaft Spielplan genannt wird, und durch die Tatsache, daß einer wirklich teilnimmt, ist auch für die armen Schauspieler eine gewisse Vakanz gewährleistet. Inzwischen hat man auch bemerkt, daß diese sich nicht ungern zur Feier hergeben, sich gerne zusätzlich etwas Geld verdienen, und man hat mit Erfolg die Gage gedrückt, da ja glücklicherweise an arbeitslosen Schauspielern kein Mangel herrscht. Karl hat mir erzählt, daß sie hoffen können, diesen „Posten“ noch ganz erheblich herunterzusetzen, zumal ja den Schauspielern eine zusätzliche Mahlzeit geboten wird, und die Kunst bekanntlich, wenn sie nach Brot geht, billiger wird.

# Parlamentswahlen

Mit einer Nachwahl der Wi-So-Fachschaft haben nach einem Vierteljahr die studentischen Parlamentswahlen an der Universität Frankfurt für das Winter-Semester ihren Abschluß gefunden. Von 5823 Wahlberechtigten haben 2435 (42%) ihre Stimme abgegeben. Das bedeutet eine Steigerung der Wahlbeteiligung um 4%. Hier die Zahlen der einzelnen Fachschaften: med. 56%, phil. 44%, iur. 41%, rer. nat. 38% und rer. pol. in Nachwahl 33%.

Die Wahl in der 5. Fakultät hatte die Landsmannschaft Frankonia angefochten, weil ihr Kandidat nach Abschluß der Wahlvorschläge abgelehnt, ein anderer aber noch zugelassen worden war. Erstaunlicherweise verzichtete aber bei der Neuwahl die Frankonia auf die Stellung eines eigenen Kandidaten. Die Hintergründe hierfür zeigte eine Debatte des Studentenparlamentes: Durch Flüsterpropaganda hatten — nunmehr alle Schlagenden Verbindungen — versucht, die Nachwahl zu sabotieren. Wenn die erforderlichen 30% nicht erreicht wurden, mußten im kommenden Semester 14 statt 7 Fachschaftsvertreter gewählt werden. Bei 14 Kandidaturen erhoffte man sich einen Wahlerfolg der Korporierten mit relativ wenigen Stimmen. Ein Flugblatt des Fachschaftsvorsitzenden vereitelte diese Spekulationen. Eine Rechtfertigung für das Verhalten seiner Verbindung bei der Wahl wurde von dem Parlamentsmitglied der Frankonia in der Debatte nicht gegeben, vielmehr versuchte er durch einen Mißtrauensantrag dem Unterzeichner des Flugblattes Unlauterkeit bei der Vertretung studentischer Interessen zu unterstellen. Dieser Antrag wurde bei einer Stimmhaltung abgelehnt.

Es ist bedauerlich, daß ein Formfehler zum Anlaß genommen wurde, um die Arbeit der Studentenvertretung auf längere Zeit zu blockieren. Die Aufschiebung der Wahl hatte zur Folge, daß der neue Asta nicht mehr am Ende des Semesters gewählt wurde, und so die Gelegenheit, sich einzuarbeiten, versäumen mußte. Erst am 19. November trat das neue Parlament zusammen und wählte:

**1. Sprecher des Parlaments:** cand. jur. Karl-Heinz Becker, 6. Semester (CDH).

**2. Sprecher des Parlaments:** stud. rer. pol. Leonhard Schardt, 2. Semester (CDH).

**1. Asta-Vorsitzender:** stud. phil. Karl-Heinz Reiningner, 5. Semester Deutsch, Geschichte, Theologie; 1. Vorsitzender der Christlich-Demokratischen-Hochschulgruppe (CDH), Mitglied im Bund Neudeutschland, Hochschulring.

**2. Asta-Vorsitzender:** stud. rer. pol. Rudi Eberl, 3. Semester (C. V.).

**3. Asta-Vorsitzender:** cand. rer. nat. Alfons-Viktor Seidenberger, 9. Semester Biologie.

Am 26. November bestätigte das Parlament die Referenten des Asta:

**Presse-Rundfunk:** stud. phil. Alois Weimer, 6 Semester (CDH)

**Sozial:** stud. rer. pol. Maria Haas, 3 Semester

**Gesamtdeutsche Studentenfragen:** stud. jur. Hans-Ulrich Lemberg

**Kasse:** cand. rer. pol. Wolfram Höhle, 6. Semester (K. V.)

Nicht bestätigt wurde Referat Studentenhaus, cand. rer. pol. Edgar Harsche, 7. Semester (CDH).

Der neue Asta-Chef schrieb der Redaktion

In der hessischen Verfassung findet sich in Artikel 60 ein Absatz folgenden Inhalts: „Die Universitäten und staatlichen Hochschulen genießen den Schutz des Staates und stehen unter seiner Aufsicht. Sie haben das Recht der Selbstverwaltung, an der die Studenten zu beteiligen sind.“

Da ich annehme, daß die Tatsache der verfassungsrechtlichen Verankerung dieses Rechtes der Studenten nicht allgemein bekannt ist, möchte ich diese Sätze an den Anfang meiner Ausführungen stellen, um die mich die Redaktion des „DISKUS“ gebeten hat. Es ist sicher erfreulich, daß sich unsere Frankfurter Studentenzeitung in ihrer letzten Ausgabe verschiedenen Fragen studentischer Selbstverwaltung gewidmet hat. Ich hoffe, daß es in Zukunft noch besser möglich sein wird, die Verbindung zwischen Studentenparlament, Asta und allen Studenten wachzuhalten. Es ist immer eine kräftige Hilfe für den Vorstand des Asta, wenn ein Diskussionsforum für diese Fragen vorhanden ist. Es wäre daher auch an der Zeit, den alten Brauch der Vollversammlung wieder aufleben zu lassen. Damit soll die zentrale Stellung des Studentenparlamentes nicht berührt werden. Die Hauptverantwortung wird immer während des Semesters bei den gewählten Vertretern der Studenten liegen, da der Asta immer an ihre Entscheidungen gebunden ist.

Alle Kommilitonen, die schon einmal in der studentischen Selbstverwaltung gearbeitet haben, werden wissen, daß es sich dabei nicht um Fragen der sogenannten „großen Politik“ handelt, die wir gern den dafür zuständigen Gremien überlassen wollen. Die Fronten dürften bei uns wohl anders als üblich verteilt sein. Studentenparlament und Asta werden sich also um Fragen der Hochschulpolitik kümmern müssen, die nichts mit Parteipolitik zu tun hat. Sie werden die Interessen der Studenten bestmöglich zu vertreten haben. Sie werden darüber zu wachen haben, daß den Studenten die wohlthuende akademische Freiheit erhalten bleibt, die ja gerade mit dem Namen und der Tradition unserer freiheitlichen Frankfurter Universität verbunden ist. Auch wir Studenten sollten dazu beitragen, diese Tradition weiterzutragen. Dabei sollte man auch Toleranz walten lassen gegenüber Formen studentischen Gemeinschaftslebens, soweit dies mit einer sozialen Grundeinstellung zu vereinbaren ist. Es wäre vielleicht wichtig, daß alle am Gemeinschaftsleben interessierten Kreise viel häufiger als bisher miteinander in ein fruchtbares Gespräch kommen, bevor irgendwelche Entscheidungen getroffen werden. Ich habe immer das Gefühl, daß wir heute die alte Kunst des Gesprächs weitgehend verlernt haben, eine

## Einheitliche Konzeption

Seit einem Jahr besteht an der Universität Frankfurt die Christlich-Demokratische-Hochschulgruppe (CDH). Sie hat zwar nur knapp 40 Mitglieder, aber trotzdem schaffte sie es bei den letzten Fachschaftswahlen, alle Kandidaten durchzubringen. Die Wiederholung der Wahl in der Wi-So-Fachschaft und die „Sabotage“ durch die Schlagenden wirkten dabei noch — ungewollt — günstig.

Mit Hilfe von 8 Sitzen im Studentenparlament stellt diese Gemeinschaft im Wintersemester den 1. Asta-Vorsitzenden und den 1. Sprecher des Studentenparlamentes.

Ein unbefangener Beobachter wird sich fragen, wie dieser verblüffene Erfolg zu erklären ist. Die Mehrheit der Studenten gab den Nichtorganisierten ihre Stimme.

Bereits bei der letzten Asta-Wahl kandidierte der CDH-Vorsitzende, ohne daß er die notwendige Stimmenzahl erreichte. Aber die darauffolgenden Fachschaftswahlen nutzte die Hochschulgruppe, um weitere Sitze im Parlament zu gewinnen. Alte, schon bekannte Mitglieder kandidierten daneben für ein weiteres Jahr im Parlament. Sicher war eine fehlende „Nachfolgepolitik“ des alten Asta einer neuen Kandidatur des CDH-Präses ebenfalls günstig. Dieses Mal wurde er zum Asta-Vorsitzenden gewählt. Das Ergebnis war also

für den Akademiker besonders bedauerliche Tatsache. Auch in den Fragen der Belegung des Studentenhauses mit Gemeinschaftsgeist müßte dieses Gespräch zwischen Professoren und Studenten in Gang gebracht werden. Alle um die Zukunft dieses schönen Hauses besorgten Kreise müßten zu einer solchen Aussprache zugezogen werden, besonders auch alle studentischen Gemeinschaften, damit man zu einer breiten Diskussionsbasis kommt. In dieser Hinsicht wäre bestimmt viel zu erreichen. Den Vorschlag von Herrn cand. rer. pol. Harry Kiel (DISKUS, November 53) halte ich in diesem Zusammenhang für sehr fruchtbar. Man sollte überhaupt in diesen Fragen nicht alles von Rektorat und Asta erwarten, sondern die Initiative aller Kreise begrüßen. Im übrigen sollte der Asta nicht in alles „hineinregieren“ wollen, sondern sich auf die Fragen beschränken, die ihm angehen.

Eine Frage, die den Asta angeht, wäre z. B. die Frage des Sportbeitrags, der nicht für andere Aufgaben verwandt werden

## Handelsblatt

DEUTSCHE WIRTSCHAFTSZEITUNG

## DER BETRIEB

WOCHENSCHRIFT FÜR BETRIEBSWIRTSCHAFT  
STEUERWESEN · WIRTSCHAFTS- U. ARBEITSRECHT

Studentenabonnements zum mehr als 50% ermäßigten Bezugspreis. Verlangen Sie Prospekte und kostenlose Probenummern durch den ASTA oder vom Handelsblatt-Verlag, Düsseldorf, Pressehaus.

sollte als vorgesehen. Man müßte den Studenten, die das Institut für Leibesübungen finanziell mittragen helfen, auch entsprechenden Einfluß auf dessen Finanzgebarung zugestehen.

So wäre noch zu vielen Fragen Stellung zu nehmen. Ich möchte es aber jetzt bewenden lassen mit einem Zitat aus „Faust“ (II, 5):

„Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,  
Das ist der Weisheit letzter Schluß:  
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,  
Der täglich sie erobern muß.“

nicht blinder Zufall, sondern der erfolgreiche Kampf einer Gemeinschaft um die Sitze.

Vielleicht ist es gut, daß die Angelegenheit der Studentenchaft jetzt einmal nach einer einheitlichen Konzeption vertreten werden, zumal wenn man an das oft zufällige Handeln der Studentenvertreter denkt, die vergeblich versuchten, Fraktionen mit einem stetigen und festen Willen zu bilden. Wie die Probleme der studentischen Selbstverwaltung künftig gelöst werden, bleibt abzuwarten. Jedenfalls sollte die studentische Öffentlichkeit den Beratungen und Entschlüssen des Studentenparlamentes und des Asta mit großer Aufmerksamkeit folgen.

Günther Gruppe

Der Verlag Neue Wirtschafts-Briefe, Herne/W. kündigt zum 1. 1. 1954 an: „Neue Wirtschafts-Briefe“ vereint mit „Wirtschaftliche Kurzbriege (Lorentz), 8. Auflage, für Steuer-, Wirtschafts- und Sozialrecht in 6 Ordnern ca. 3500 Seiten, DM 57.—, Subskriptionspreis bis 31. 12. 1953 DM 45,60, laufender Bezug monatlich DM 3,95 bei wöchentlichem Erscheinen, ein stets aktuelles, für die Wirtschaft nützliches Nachschlagewerk, das schnell und treffend Auskunft über alle einschlägigen Fragen gibt. „Buchaltungs-Briefe“, 3. Auflage, in 3 Ordnern, ca. 1200 Seiten, DM 24.—, Subskriptionspreis bis 31. 12. 1953 DM 19,20, laufender Bezug monatlich DM 2,95 bei vierzehntägigem Erscheinen, ein umfassendes Buchführungslexikon mit Rechtsprechung und Gesetzestexten, das auf alle Fragen der Buchführung, Bilanzierung und Kostenrechnung eingeht.

Angebote, Probehefte und Sammelwerke zur unverbindlichen Ansicht können angefordert werden bei

Neue Wirtschafts-Briefe  
Bezirksvertretung Hessen, Alfred Pfitzner, Frankfurt a. M., Rhönstraße 78

## Die Fachgeschäfte an der Bockenheimer Warte empfehlen sich



**PETER NAACHER**  
FRANKFURT AM MAIN

gegr. 1909

Bockenheimer Landstraße 133 (Buchhandlung für Universitätswissenschaften)  
bei der Universität

Steinweg 3 (Das Haus der Bücher)

Schweizerstraße 57 (Sortiment)

Schweizerstraße 19 (Antiquariat)

Ruf: 67644/45, 91712

Für Ihre Weihnachtseinkäufe empfehlen wir Ihnen  
**unser reichhaltiges schöngeistiges Sortiment**

Auch unsere neue Buchhandlung am Steinweg 3  
„Das Haus der Bücher“  
erwartet Ihren Besuch

*foto*  
**WAGNER** berät Sie gern in  
allen Fotofragen  
BOCKENHEIMER WARTE · RUF 71657

*Luise Pollinger*

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN  
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

**KOLLEG - BEDARF**

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke  
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenheimer Landstr. 131  
(nächst der Universität) Fernruf 75589

BLUMEN

*Ludwig*

Bockenheimer Warte

Leipziger Str. 20

Tel. 78770

Mitglied der Fleurop-Interflora

**Willy Speck**

Schokolade, Pralinen

Frankfurt/M.-W.  
(Bockenheimer Warte)

Kaffee, Tee, Kakao

Gräfstraße 85

Spirituosen

Telefon 71621

Liköre

Spezialität:

*Sarotti*

Erzeugnisse

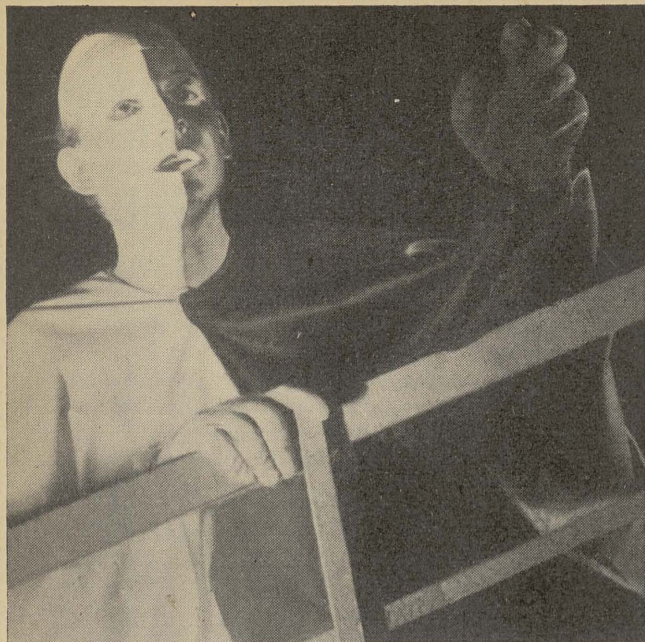
Zum Weihnachtsfest Nürnberger Lebkuchen  
— Postversand nach dem In- und Ausland —



# EUTERPE, THALIA und MELPOMENE

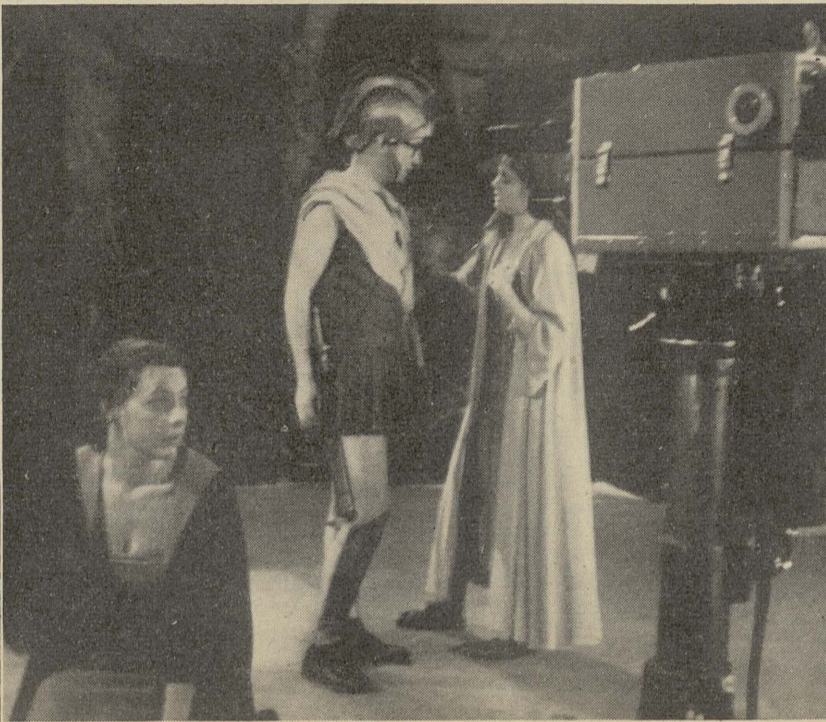
Von den  
Studentenbühnen  
in Darmstadt  
und Frankfurt

Photos von: Betz, Büttner,  
Rabeneck, Voigt



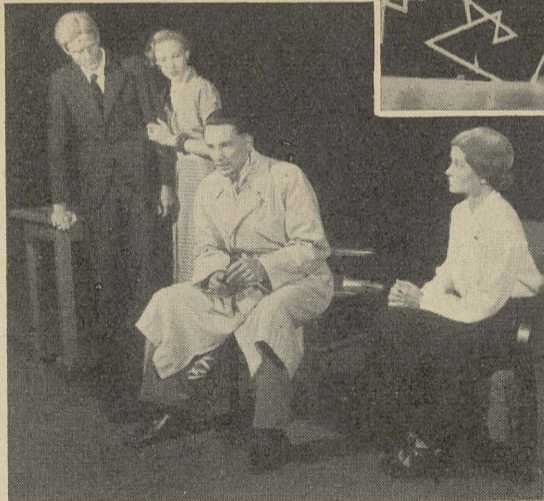
Die vier Sätze aus dem „Taschentheater“ von Jean Cocteau will die Neue Bühne zu Beginn des kommenden Jahres in neuer Überarbeitung wiederholen. Hier: „Der Lügner“.

Cocteau's „Höllenmaschine“, 1951 von der Studiobühne aufgeführt.



Die „Matrone von Ephesus“ war die erste Inszenierung der „Neuen Bühne im Studentenhaus“. Ihre erfolgreiche Aufführung bei der Internationalen Theaterwoche in Erlangen brachte der Neuen Bühne eine Einladung in die Schweiz. Als erste Studentenbühne Europas spielte sie dort für den Fernsehfunk.

Unten: Ein Experiment der Neuen Bühne war der erste Versuch einer szenischen Darstellung der „Rückkehr des verlorenen Sohnes“ von André Gide in der Rilkeschen Übersetzung.



„Der Mann, den sein Gewissen trieb“ von Rostand, inszeniert 1951 von der Studiobühne der Technischen Hochschule Darmstadt. Im Sommersemester 1952 machten die Darmstädter ihre letzten Aufführungen: seither erinnert nur ein Plakat „Darmstädter Studiobühne sucht Mitarbeiter“ an ihre Existenz.



Links: „Das Frauenopfer“ von Kaiser brachte die Studiobühne im vergangenen Jahr.

Zukunftspläne der inzwischen neu konstituierten Studiobühne: am 15. 12. 1953 einen „Wilder-Abend“ mit verschiedenen Einaktern; im Januar das Piccard-Lustspiel „Der Parasit“ in der Schillerschen Übertragung (Inszenierung Richard Weichert); außerdem bereitet die Studiobühne ein Kabarett „Studenten-Brett“ vor, Text von Heinz Hartwig. Zum Unifest will man als Freilichtaufführung „König für einen Tag“ von Jakob Masen bringen.

Rechts: ... Ich habe sie verloren ... „Taschentheater“ von Cocteau (Neue Bühne)

Jetzt wird das Volksschauspiel „Doktor Faust“, Bearbeitung durch Kralig von Prof. Niederführ aus Wien inszeniert: Premiere am 19. Januar.

Beide Frankfurter Studentenbühnen werden weitgehend durch den Kulturfond des Asta finanziert; über die Aufteilung dieser Mittel ist allerdings noch keine feste Entscheidung getroffen.

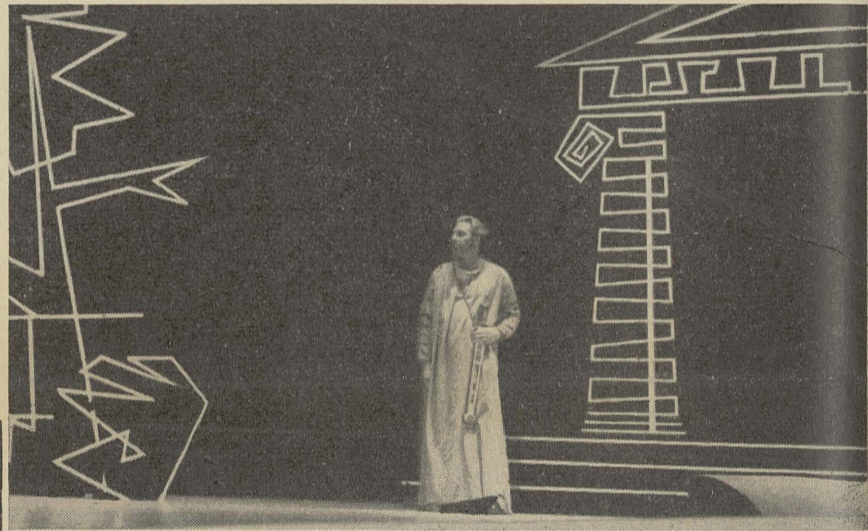


Seit 1949 gibt es an der Universität Frankfurt die „Studiobühne“. 1952 brachte sie „Aimée“ von Courbier.

Bei der Arbeit an „Des Epimenides Erwachen“ zeigten sich so erhebliche Unterschiede in den Auffassungen der Mitwirkenden, daß sie zu einer Session, zur Gründung der Neuen Bühne im Studentenhaus führten.

Links: Zum Universitätsfest 1953 überraschte die Neue Bühne mit der deutschen Erstaufführung des „Tonkruges“ von Luigi Pirandello; die Übersetzung stammte von Professor Biagioni (Frankfurt). Aus kleinen Anfängen hat

sich allmählich ein Stamm von 20 spielfreudigen Studenten gebildet. Man versucht, für jede Inszenierung möglichst andere zu gewinnen, um eine große Streuung zu erreichen.



Eine unabhängige („ad hoc“) studentische Arbeitsgemeinschaft interessierte den Frankfurter Ferienkurs für Ausländer 1953 für „Iphigenie“. Das Bühnenbild entwarf Hansjörg Vielmetter.

